ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung

Juni 2016 – Nr. 162 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNGEREGELT | www.ruprecht.de

Aus der Prärie auf den Rasen – Lacrosse als Unisport auf **Seite 7**

Shades of Grey

Von Cathrin Schierling

Der 21. Juni markiert den Sommerbeginn. Astronomisch gesehen jedenfalls. Dieses Jahr beschert uns die Jahreszeit vor allem eines: ein Tief nach dem anderen. Statt am See den himmlischen Glühkörper anzubeten, können die facettenreichen „Shades of Grey" des Himmelszelts bestaunt werden. Der Regenschirm mutiert anstelle der Sonnencreme zum treuen Begleiter und man beginnt nachzuvollziehen, weshalb des Engländers Smalltalk-Thema Nr. 1 das Wetter ist. Wobei der Rang in diesen Tagen vom anstehenden Brexit-Referendum streitig gemacht werden könnte. Die Natur tut es den Briten in puncto Europäische Union offenbar gleich und nimmt den Menschen in seinem „natürlichen" Lebensraum in die Zange. Während Unwettermeldungen in einem scheinbar endlos andauernden April zur Tagesordnung gehören, wachsen selbst dem größten Aquaphobiker unweigerlich Schwimmhäute. Jedoch nur die optimistisch Gebliebenen relaxen furchtlos auf der Neckarwiese, im Schlauchboot wohlgemerkt.

Das Flüssige könnte beim Public Viewing des diesjährigen EM-Spektakels sicherlich auch in Form von Glühwein und Jagertee der Kassenschlager werden. Ob der Begriff des Sommermärchens angesichts der bunten Flaggen, die dieser Tage müde bis trostlos nass an Balkonen und Autotüren kleben, dahin rinnender nationaler „Kriegsbemalung", der letztjährigen Aufdeckung ominöser Transaktionen bei der WM-Vergabe 2006 und aktuell unsäglicher Gewalteskalation überhaupt noch Verwendung finden will, mag dahin gestellt bleiben.

Einhellige Zustimmung findet sich dahingehend, dass der richtige Spirit das Entscheidende ist. Man muss kein weiser Kerl sein, um zu wissen, dass Sommer ist, was in deinem Kopf passiert. Es empfiehlt sich daher, den Dauerschauern trotzend den Moment zu genießen, auch wenn das bedeutet, es wie Gene Kelly in „Singin' In The Rain", im Regen tanzend zu tun. Auf dass sich das viele Grau verflüchtigt und noch ein Sommer OHNE Märchen, aber mit sommerlicher Wärme, zwischenmenschlichem Miteinander und sportlichem Jubel Wirklichkeit wird. Die Hoffnung stirbt allemal zuletzt.



Foto: hlp

Länger als erlaubt

Weniger als die Hälfte der Studierenden schafft ihr Studium in der ihnen vorgegebenen Studienzeit. Das kann für BAföG-Empfänger zum Problem werden

Gerade einmal 40 Prozent der Studierenden absolvierten 2014 im Bundesdurchschnitt ihr Studium in Regelstudienzeit. Das geht aus einem Anfang Juni veröffentlichten Bericht des Statistischen Bundesamtes hervor.

Dabei erlangten 46 Prozent der Bachelorabsolventen ihren Abschluss in der vorgesehenen Studienzeit von sechs Semestern an Volluniversitäten beziehungsweise acht Semestern an Fachhochschulen. Lediglich 34 Prozent der Master-Absolventen erlangten ihr Prädikat in der Regelstudienzeit von vier Semestern. Immerhin können zwei Semester nach der vorgesehenen Studiendauer im Durchschnitt 85 Prozent der Bachelor-Absolventen und 87 Prozent der Master-Absolventen ihren Abschluss vorweisen.

Innerhalb der Regelstudienzeit zu studieren, ist insbesondere für den Leistungsanspruch der Studierenden im Rahmen des Bundesausbildungsförderungsgesetzes (BAföG) entscheidend: Die Gewährung von BAföG-Leistungen erfolgt nur unter engen Voraussetzungen über die Regelstudienzeit hinaus.

„Mit den aktuellen Zahlen kann von Regel keine Rede sein, wenn 60 Prozent der Studierenden mehr als die offiziell ausgewiesene Regelstudienzeit brauchen", kommentiert Ben Seel, Vorstandsmitglied des Freien Zusammenschluss von Studierendenschaften (fzs), den Befund des Statistischen Bundesamtes. Die Kopplung der staatlichen Studienfinanzierung bewertet Seel als „fatal". Da die Verknüpfung von Studiendauer und BAföG viele Studierende in Finanzierungsschwierigkeiten bringe, habe sie den Charakter eines „Studienabbruchprogramms". Die im Idealfall einzuhaltende Studienzeit legen jeweils die Verantwortlichen der Studiengänge fest. Ursprünglich wurde die Regelstudienzeit im Rahmen der Bologna-Reform eingeführt, um Studierende während ihres Studiums vor der Auflösung ihres Studiengangs zu schützen. **(tns)**

Fortsetzung auf Seite 4

Von Bohnenkaffee bis Couscous

Am 21. Mai wurde die Marstallmensa 95 Jahre alt. Seit ihrer Gründung bietet sie den Studierenden mehr als nur einfaches Kantinenessen

Die Marstallmensa, eine der beliebtesten Mensen in Deutschland, wurde kürzlich 95 Jahre alt. Doch was hat sich seit ihrer Gründung verändert?

Das ursprünglich als Waffenlager gebaute Zeughaus wurde am 21. Mai 1921 zur akademischen Speiseanstalt. Nach dem Ersten Weltkrieg stellte sich in Heidelberg eine studentische Massenarmut ein. „Als die Mensa 1921 gegründet wurde, konnte man davon ausgehen, dass wohl mindestens ein Drittel der Studierenden hier unterernährt war", erklärt Kristian Willenbacher, Historiker und Mitarbeiter des Studierendenwerks Heidelberg.

Schnell war die Mensa auch wegen ihres ausgefallenen Speiseplans sehr beliebt. „Ich habe stets darauf gehalten, dass unser Küchenzettel Überraschungen bringt", schreibt Köchin Hedwig Neumeyer in einem Brief. Zwar gab es damals wohl noch keinen Couscous-Salat, aber gefüllte Tomaten und Büchsengemüse. Als besonderer Nachtisch wurde sogar Bohnenkaffee angeboten. Auch die Preise waren mit 1,50 Mark pro Essen studentenfreundlich. Während im Sommer 1921 nur drei Köche in der Mensa arbeiteten, kümmern sich heute 28 Mitarbeiter um das Essen.

Die Schlangen um die Mittagszeit zeugen von der anhaltenden Beliebtheit. Und obwohl das Gedränge nerven kann, ist für viele, auch für Kristian Willenbacher, die Mensa ein Stück Heimat. **(leh, bob)**

Nextbike knapp abgelehnt

Die Studierenden in Heidelberg lehnen die Kooperation mit nextbike ab. Dagegen stimmten, laut vorläufigem Ergebnis, 53,04 Prozent der Studierenden. So wird der Semesterbeitrag wohl nicht für das Mietfahrrad-System erhöht werden. Die Wahlbeteiligung bei der StuRa-Wahl war mit rund 15 Prozent spürbar höher als im letzten Jahr. Die Ergebnisse der Senats- und Fakultätsratswahl lagen zum Redaktionsschluss noch nicht vor. **(leh)**

Weitere Informationen und Ergebnisse auf Seite 5



Jährlich behandelt das Uniklinikum über 3000 ausländische Erkrankte. Ein Blick auf den „Medizintourismus" Heidelbergs auf **Seite 9**

HEIDELBERG



Warum die Academy Awards so weiß sind – ein Kommentar zu Rassismus in Filmen und Serien Hollywoods auf **Seite 13**

FEUILLETON



An Ostern vor 100 Jahren erhoben sich die Iren gegen die englischen Kolonialherren. Eine Nation ringt um ihre Identität auf **Seite 15**

WELTWEIT

Weiterhin exzellent?

Viel Geld, vermutlich auch für Heidelberg: Mit einer neuen Runde der Exzellenzinitiative wollen Bund und Länder deutsche Spitzenuniversitäten auch in den nächsten Jahren fördern. Doch ist es sinnvoll, die Initiative überhaupt weiterzuführen? (sko)

PRO

Die CDU-Landtagsfraktion begrüßt, dass die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern fortgeführt werden soll und hofft, dass die entsprechenden Weichen nun gestellt werden können. Denn den Hochschulen in Baden-Württemberg eröffnen sich dadurch weitere Chancen, die dazu beitragen können, ihren hervorragenden Ruf und ihre hohe Qualität in Forschung und Lehre zu festigen.

Von den insgesamt 4,6 Milliarden Euro der bisherigen Exzellenzinitiative sind rund 610 Millionen nach Baden-Württemberg gegangen. Der im Vergleich zu den anderen Bundesländern weit überproportionale Erfolg der baden-württembergischen Universitäten in den bisherigen Ausschreibungsrunden dokumentiert deren Spitzenstellung eindrucksvoll.

Wir wollen allen Universitäten ermöglichen, ihren erfolgreichen Weg in den Förderlinien der Exzellenz weiter zu gehen und die Chancen in der kommenden Ausschreibungsrunde maximal zu nutzen. Um auch in der neuen Runde der Exzellenzinitiative erfolgreich sein zu können, werden wir die Universitäten im Land bereits in der Bewerbungsphase mit einer Anschubfinanzierung unterstützen.

„Im internationalen Wettbewerb ist es unabdingbar, Spitzenforschung in Deutschland zu fördern“



Foto: CDU-Landtagsfraktion

Sabine Kurtz
ist Vorsitzende des Arbeitskreises Wissenschaft der CDU-Landtagsfraktion

Für Vorhaben, die im Rahmen einer künftigen Exzellenzinitiative erfolgreich sind, stellen wir den Landesanteil zusätzlich im Haushalt zur Verfügung. Dies haben wir auch im Koalitionsvertrag zwischen Grünen und CDU festgehalten. Damit kommt das Land seiner Verantwortung für einen international wettbewerbsfähigen und attraktiven Wissenschaftsstandort nach.

Wir sehen in einer Förderung der Spitzenforschung keinen Gegensatz zu qualitätsvoller Lehre und Forschung an allen Hochschulen. Vielmehr hat die Exzellenziniative maßgeblich dazu beigetragen, neue Rahmenbedingungen zu entwickeln und umzusetzen, wie zum Beispiel innovative Personalstrukturen, gute Bedingungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs, eine Willkommenskultur für internationale Gäste und ihre Familien, die unsere Hochschulen für renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt attraktiv machen.

Die Exzellenzinitiative hat nicht nur neue Impulse für die geförderten Universitäten selbst, sondern auch für die außeruniversitären Partner sowie für das gesamte Hochschulsystem gebracht. Dies ist auch das Fazit der Internationalen Expertenkommission zur Evaluierung der Exzellenzinitiative unter Leitung von Dieter Imboden.

Gerade im immer intensiver werdenden internationalen Wettbewerb ist es unabdingbar, auch zukünftig Spitzenforschung in Deutschland zielgerichtet zu fördern. Wir wollen, dass sich auch weiterhin Spitzenwissenschaftler für eine Karriere oder Ausbildung an einer baden-württembergischen Hochschule entscheiden. Dabei hat sich die Exzellenzinitiative zum wichtigen Entscheidungskriterium entwickelt. Daneben spielt für die Ansiedlung von Hochtechnologieunternehmen die Nähe zu Spitzenuniversitäten oft eine wichtige Rolle.

Die im neuen Exzellenzprogramm von Bund und Ländern festgelegten Ziele teile ich. Es muss darum gehen, die Hochschulen in der Ausbildung fachlicher und strategischer Profile zu unterstützen. Daneben muss das Programm zur Stärkung der Hochschulen durch Kooperation untereinander, mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen sowie der Wirtschaft und anderen gesellschaftlichen Akteuren beitragen. Wir begrüßen es, dass die neue Exzellenzinitiative neben der Förderung von Spitzenforschung an Universitäten und der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchs auch eine eigene Förderinitiative „Innovative Hochschule“ enthält, die sich speziell an Fachhochschulen und kleinere Universitäten richtet.

Sie zielt darauf, die Kapazitäten im Bereich des Wissens- und Technologietransfers an den Hochschulen zu stärken und neue langfristige Kooperationen zwischen den Hochschulen und der Wirtschaft zu etablieren. Die Hochschulen für angewandte Wissenschaften in Baden-Württemberg können in besonderem Maße von dieser Förderlinie profitieren.

CONTRA

Die Exzellenzstrategie fördert so eine vorauseilende Hierarchisierung zur Gestaltung einnehmender Forschungsfassaden. Die stiefmütterliche Behandlung der Lehre wird durch sie ohnehin befestigt. Vermittelt durch Rankings hat sich die Annahme durchgesetzt, dass die Universitäten erstklassig sind, an denen bekannte Forschende sitzen. Das steigert die Bewerbungszahlen bei Ranking- und Exzellenzsiegern – aber es gewährleistet keine hohe Studienqualität. Gerade Forschungsstars werden vielerorts von der Lehre befreit. Je größer die Namen sind, desto weniger bekommt man gewöhnlich von ihnen mit. An anderen Standorten muss sich das wissenschaftliche Personal dagegen zwischen Forschung und Lehre aufreiben und stößt regelmäßig an seine Kapazitätsgrenzen.

Die Liste der Hierarchisierungen ist länger. Die Kluft zwischen dem prekär beschäftigten Mittelbau und der professoralen Oberschicht vertieft sich durch den Exzellenzzwettbewerb oder wird neu geschlagen.

In der Wissenschaft wie bei den Studierenden gewinnt zudem die soziale Herkunft an Bedeutung, wenn sie exzellente Standorte ansteuern können. Allgemein lässt sich festhalten, dass ein Spiel mit wenigen Gewinnern und vielen Verlierern für die letzteren kaum sinnvoll ist – und auch die Privilegierten erleiden einen Verlust von Vielfalt und produktiver Spannung.

Sinnvoll ist die Exzellenzstrategie vor allem für eine Hochschulpolitik, die mit unwesentlich vermehrten Ausgaben besonders gut aussehen will.

Die Studierendenquoten sind in die Höhe geschossen, Studiengebühren wurden erfolgreich abgewehrt. Die Kosten wurden bisher in immer schlechtere Betreuungsverhältnisse ausgelagert, zu deren Bewältigung vor allem das wissenschaftliche Personal unterhalb der Professur ausgebeutet wird.

Die Exzellenzstrategie schafft hier keine Abhilfe, vermittelt aber ein anderes Bild: Während faktisch in der Breite gespart wird, demonstriert man, dass man die Spitze stärkt. Die Hochschulen sollten endlich beginnen, dagegen eigene Ziele ins Feld zu führen.

Die „Exzelleninitiative“, die nun als „Exzellenzstrategie“ verstetigt werden soll, verspricht einigen Akteuren viel Geld. Mit jährlich 533 Millionen Euro, die in einem Wettbewerbsverfahren verteilt werden, soll die Forschung in etwa 50 „Exzellenzclustern“ sowie an acht bis elf „Exzellenz-Universitäten“ gefördert werden. Das sieht nach großzügigen Zuschüssen aus.

Irritieren kann zunächst bloß, dass die Formel „Exzellenz“ alle Inhalte verdrängt und dass man sich von ihr eine „vertikale Differenzierung“ des deutschen Hochschulsystems erhofft, das heißt eine Unterscheidung von Oben und Unten. Sind bei der Exzellenzstrategie also vielleicht auch Verlierer eingeplant?

„Die Formel ‚Exzellenz‘ verdrängt alle Inhalte und schafft eine Unterscheidung von Oben und Unten“



Foto: Privat

Tilman Reitz
ist Sprecher der Initiative „Exzellenzkritik“ und Professor für Soziologie in Jena

Es lohnt zu fragen, für wen die Exzellenzstrategie sinnvoll ist. Realistische Aussichten auf Exzellenzstatus können sich nicht viele Universitäten machen; schon die große, vielfältige Universität Hamburg hat so geringe Chancen, dass die dortige Landesregierung in letzter Minute die Wettbewerbsmodalitäten zu ändern versucht.

Wenn erst einmal die Standorte vermuteter Spitzenforschung ausgewählt sind, wird es für alle anderen wohl zunehmend schwierig, vergleichbare Leistungen zu ermöglichen und freie Forschungszeit einzuräumen.

Im Cluster-Wettbewerb werden mehr Bereiche eine reale Chance haben. Sie haben zwei Jahre Zeit zur Vorbereitung und werden von Hochschulleitungen und Landesregierungen kraftvoll unterstützt. Die sinnvollen Tätigkeiten vermehrt das jedoch nicht unbedingt.

Aussichtsreiche Bewerber werden bereits vor dem Wettbewerb auf Kosten anderer gefördert, inhaltlich stehen dabei offenkundig nicht die Ideen und Interessen der Forschenden selbst im Vordergrund, und formal müssen sie ihre Kraft in Anträge stecken, statt sich in Laboren, Bibliotheken, Archiven oder im Feld bewähren zu können.

Die Exzellenzinitiative soll verlängert werden. Ist das sinnvoll? Wir haben Studierende gefragt:



„Ich finde, die Gelder sollten möglichst gerecht verteilt werden, egal, ob es eine Elite-Uni ist oder nicht.“

Ellie
Translation Studies for IT



„Aufgrund der Exzellenzinitiative bleiben solche Universitäten wie Heidelberg international wettbewerbsfähig.“

Nathan
Slawistik/Geschichte



Fotos: beb

„Ich fände es gut, wenn das ganze Geld aus der Exzellenziniziative in die Lehre fließen würde.“

David
Medizin

(bob, beb)



Foto: luc

Optimistischer Blick in die Zukunft trotz schwieriger Vergangenheit: Sophie, Mitglied der Anonymen Alkoholiker, im Gespräch

Der Alkohol und ich

Für viele gehört er zum Feiern dazu, doch andere stellt er vor lebenslange Herausforderungen. Eine Begegnung mit den Anonymen Alkoholikern

Von Sonali Beher

Als ich das weiße Gebäude in der Plöck betrete, weiß ich nicht, was ich erwarten soll. Nervös stehe ich im Flur, während mir alle Zahlen und Fakten durch den Kopf gehen, die ich im Laufe meiner Recherche gesammelt habe. Seufzend stelle ich fest, wie wenig Nutzen sie hier finden werden. Erst, als ich in die freundlichen Gesichter von Sabine, Ulrike und Sophie blicke, merke ich, wie sich ein Bild in mir auflöst, von dem ich fest überzeugt war, dass ich es gar nicht erst gezeichnet hatte: Das Bild eines Alkoholikers.

Den Drogenbeauftragten der Bundesregierung zufolge konsumieren 9,5 Millionen Menschen in Deutschland Alkohol in riskantem Ausmaß – der tägliche Konsum von mehr als 12 Gramm für weibliche oder 24 Gramm Reinalkohol für männliche Erwachsene. Als „Alkoholabhängige“ müssen 1,3 Millionen mit den Folgen der Krankheit leben. „Wenn ich nicht getrunken habe, war ich irritierbar, depressiv und einfach nur ein Albtraum“, erzählt mir Sophie später.

Vor knapp einem Jahr gründeten die drei eine Initiative der Anonymen Alkoholiker (AA) in Heidelberg – getreu nach dem „12-Punkte-Programm“ der Gründer Griffith Wilson und Dr. Robert Hilbrook Smith im Jahre 1935.

Wir gehen in den nächsten Raum, in dem alle Stühle sorgsam aufgestellt sind. Wie einstudiert nimmt jeder seinen Platz ein: Sabine vorne am Pult, Ulrike in der ersten Reihe, Sophie direkt vor mir, ich ganz hinten. Für ein paar Momente ist es still.

Plötzlich erscheint ein attraktiver Mann in den Dreißigern an der Tür und schaut zögerlich in die Runde. Sophie reicht ihm sofort die Hand. „Álvaro*“, stellt sich der Neuankömmling schüchtern vor, bevor auch er seinen Platz findet – linker Rand, vorletzte Reihe. Nachdenklich klammere ich mich an meine heiße Kaffee-Tasse, als Sabine das Meeting beginnt. „Ich bitte darum, eure Störungen auf minimalem Level zu halten“, schließt sie freundlich ab. Ich führe die Tasse zu meinen Lippen und entscheide mich im letzten Moment doch dagegen: Zu unangenehm ist mir das Risiko, diese angespannte Stimmung zu stören – oder gar den Eindruck zu erwecken, sie nicht ernst genug zu nehmen.

In der Bundesrepublik sterben jährlich 74 000 Menschen an den Folgen eines direkten oder indirekten Alkoholmissbrauches. Von Leberzirrhose bis Pankreas-, Speiseröhren- oder Magenkrebs riskiert man bei exzessivem Trinkverhalten seine Gesundheit: „Es gibt fast kein Organ, das nicht betroffen ist“, erklärt Haang Jeung, Ärztin der Suchtberatung Heidelberg.

Dankend nimmt Ulrike das Blaue Buch – die von den Gründern verfasste „Bibel“ der AA – der heutigen Sitzungsleiterin ab, schlägt es auf und atmet tief ein. „Mein Name ist Ulrike und ich bin Alkoholikerin.“ – „Hallo, Ulrike“, ertönt es augenblicklich von den anderen wider. „Alkoholismus ist eine Krankheit“, liest Ulrike vor. „Es ist, als ob wir unsere Beine verloren haben. Und Beine wachsen nicht nach.“

> „Es ist, als ob wir unsere Beine verloren haben“

Wie jeder andere Krieg verlangt auch die Konfrontation mit der eigenen Sucht Blut und Opfer; den Schlachten stellt man sich durch das einfache Aufstehen am Morgen. Und nicht jede gewinnt man: „Während anderer Therapien habe ich auf der Parkbank vor der Klinik gesessen und Alkohol getrunken“, gibt sie zu. „Und dann war alles wieder okay. Es ging da nicht mehr um Party oder soziales Zusammensein, sondern einfach nur um den Alkohol und mich.“ Im Rahmen dieser Behandlungen habe sie zwar sehr viele Dinge über sich und ihre Familie gelernt, dennoch „habe ich es nie geschafft, die Flasche stehen zu lassen.“

Während Rückfälle früher als Zeugnis einer nicht gelungenen Therapie gewertet wurden, hat sich das laut Wolfgang Ehreiser, ebenfalls von der Suchtberatung, inzwischen stark geändert: „Wenn man weiß, dass jemand suchtkrank ist, dann weiß man, dass Rückfälle passieren.“

Erneut füllt sich der Raum mit Stille. Ich blicke zurück auf meinen heißen Becher. „Ich bitte jeden, der sich mitteilen möchte, die Hand zu heben“, ergreift Sabine schließlich das Wort.

Sophies Hand schnellt nach oben. „Ich bin Sophie und ich bin Alkoholikerin“, fängt sie eingespielt an. „Wir haben vorher darüber geredet, wie ich mir vor zwei Jahren nicht im Traum hätte vorstellen können, hier zu sitzen“, lächelt sie selbstsicher.

Sophie stammt aus einer Familie, in der der Alkoholismus eine feste Rolle spielte; mit dem Trinken habe sie im Alter von etwa 13 Jahren angefangen. „Und da habe ich die Erfahrung gemacht, dass da etwas passiert ist, was bei jemand ‚Normalem‘ nicht passiert: Ein richtiges ‚Wow‘-Erlebnis, bei dem alles andere plötzlich egal war.“

Das Problem zu leugnen sei ein zentraler Teil ihrer Krankheit gewesen: „Früher dachte ich immer: Ich kann keine Alkoholikerin sein, denn ich bin nicht wie meine Mutter“, lacht sie später. „Ich weiß, was ich alles für den Alkohol gemacht habe – ich weiß nicht, ob meine Mutter so weit gegangen ist.“ Auch Ärztin Jeung bestätigt: „Ich habe noch nie einen Patienten getroffen, der bei einer auffälligen Blutwertkonstellation gleich zugegeben hat, dass er regelmäßig Alkohol trinkt.“ Im Schnitt dauere es fünf bis sechs Jahre, bis sich jemand zur Krankheit bekennt. Unter allen Betroffenen unterziehen sich allerdings nur knapp zehn Prozent auch einer Therapie. Sabine ist anfangs ebenfalls nur in die Meetings gegangen, ohne sich ihren Zustand eingestanden zu haben: „Es war nie der Alkohol“, erklärt sie ihre frühere Denkweise. „Das wäre ja viel zu banal – ich bin ja viel komplexer als Mensch.“

Als Ulrike sich meldet, unterbricht sie meinen Gedanken: „Ich wusste schon immer, dass ich Alkoholikerin bin“, fängt sie an, redet darüber, wie der Alkohol Beziehungen zerstört hat. „Durch den Alkohol wurde ich einsam. Aber jetzt bin ich froh, hier zu sein.“

„Der Alkoholiker hat kein Problem mit dem Alkohol. Der Alkoholiker hat ein Problem mit dem Leben“, hallen Sophies Worte in meinem Kopf wider. Und auch Ehreiser bestätigt: Hinter jeder Sucht stehe eine Persönlichkeit mit Problemen, die nicht bewältigt wurden. Je nachdem, ob das Krisen, soziale Verhältnisse oder psychische Erkrankungen seien. Niedergeschlagenheit, Antriebslosigkeit und Selbstwertverlust seien dann häufige Symptome.

Nach einiger Zeit meldet sich Álvaro auf Englisch zu Wort. „Mein Name ist Álvaro und ich bin Alkoholiker.“ – „Hallo, Álvaro.“ Er schaut sich kurz um. „Entschuldigt, dass ich etwas schüchtern bin, aber ich war noch nie außerhalb meines Zuhauses bei einem Meeting.“ Álvaro lächelt nervös, wirkt unruhig und klopft mit den Fingern auf seinem Oberschenkel. Und dann fängt auch er an zu erzählen: Davon, wie er sich seine Krankheit am Anfang nicht eingestehen konnte; davon, wie seine Ehe daran scheiterte. „Aber ich stimme der Bein-Analogie nicht zu“, nickt er abschließend überzeugt. „Als ich das Programm besuchte, fühlte es sich an, als ob meine Beine wieder nachwachsen würden.“

> „Ich bin jetzt mehr Alkoholikerin als vor zwei Jahren“

Nach der Sitzung stehen alle auf. Álvaro bedankt sich schnell bei den anderen und verschwindet kurzerhand aus der Tür.

Mein Kaffee ist kalt.

Als ich aus dem Gebäude gehe, prallt mir die Sonne ins Gesicht. Auf dem Weg nach Hause laufen mir hunderte Touristen entgegen. Kellner tragen vier Weizen auf einem Tablett zu einer angeheiterten Gruppe nach draußen. Ich komme nicht umhin, es unfair zu finden, dass sie unbesorgt in den Abend gehen können, während Álvaro Probleme beim Laufen hat.

„Ich bin jetzt mehr Alkoholikerin als vor zwei Jahren“, erinnere ich mich an Sabines Worte, als ich sie nach der Auswirkung der AA auf ihr Leben fragte. „Mir ist jetzt viel bewusster, wie krank ich bin.“

Alkohol trifft als Zeitvertreib auf allgemeine Akzeptanz. Und doch werden gerade seine Opfer geächtet. „Wenn ein Alkoholiker ins Krankenhaus geht, sagt der Arzt meist: Ja, dann hören Sie doch auf zu trinken! Warum muss es so weit kommen, dass Sie jetzt Leberkrebs haben?“, kritisiert Jeung. „Alkoholismus wird als Willensschwäche interpretiert.“ Eine Umfrage der Universitätsmedizin Greifswald ergab 2014 Schockierendes: 31 Prozent der Befragten möchten demnach Alkoholkranke nicht als Nachbarn, 60 nicht im Freundeskreis, trotz erheblicher Aufklärungsarbeit. „Wir haben in den letzten 20 Jahren viel getan, aber offenbar zu wenig erreicht“, sagt Studienleiter Georg Schomerus der *Frankfurter Rundschau*.

Die Bezeichnung des „Alkoholikers“ wird als Schimpfwort gebraucht, mit dem flaschensammelnden Obdachlosen assoziiert, statt sie als klassenlose Gesellschaftskrankheit zu verstehen. „Jeder Mensch hat eine unterschiedlich hohe oder niedrige Verletzlichkeit für eine Alkoholabhängigkeit“, erklärt Jeung. „Es ist wie bei einem Fass: Bei einigen ist es fast leer oder sie haben einen guten Abfluss: Man kann literweise Stressoren wie Trennung vom Partner oder Arbeitsplatzverlust hineinschütten, bevor es voll ist. Bei anderen, deren Fass aufgrund von genetischer Veranlagung oder schwieriger Lebensumstände gefüllter ist, reicht ein Tropfen, und das Fass läuft über.“

Menschen wie Sophie kämpfen gegen jeden Tropfen; gegen jedes gesellschaftliche Stigma – dadurch, dass sie das Wort „Alkoholiker“ als Eigenbezeichnung ins Licht rücken. Dadurch, dass sie versuchen, Nein zu flüstern, in Momenten, in denen von ihnen erwartet wird, Ja zu schreien.

Ich respektiere sie und dabei kenne ich sie nicht, keinen von ihnen. Außer einem Vornamen weiß ich nichts über die Frauen: Kenne nicht ihr Alter, ihren Beruf oder ihre Lebensumstände. Ich weiß nicht, ob es Álvaro in Zukunft gelingen wird, zu laufen; ob er es vielleicht sogar schafft, zu rennen. Oder ob er hinfällt.

Das einzige, das ich weiß, ist, dass sie alle schon hingefallen sind. Doch weiß ich auch, dass sie alle wieder aufgestanden sind.

Und mehr brauche ich auch nicht zu wissen.

*Name von der Redaktion geändert

Unter Studierenden

Auch Studierende kämpfen mit der Krankheit: Nach der 2015 erhobenen Drogenaffinitätsstudie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) überschreiten 16 Prozent der Studierenden die empfohlenen Alkoholkonsum-Grenzwerte. Rauschtrinken betreiben knapp 39 Prozent der Befragten mindestens einmal im Monat; 10 Prozent sogar das besonders riskante Rauschtrinken (monatlich vier oder mehrmals). Unterschiede zwischen den Geschlechtern sei hier nicht festzustellen.

Bei diesen Werten sei kein signifikanter Unterschied zu erwerbstätigen Altersgenossen oder Auszubildenen festzustellen. Sie brauchen gleichermaßen Hilfe, werden mit denselben Stigmata konfrontiert.

Während meiner Recherche stand gerade letzteres einem Interview mit Betroffenen im Weg: Zu groß schien die Scham, offen über die Krankheit zu reden. Und das, obwohl Alkohol ein großer Teil der studentischen Kultur ist.

„Mit Burschenschaften wurde ich schon oft konfrontiert“, erzählt mir Wolfgang Ehreiser „Die haben ja solche schlecht reflektierten Trinkrituale.“

Dennoch liegen der BZgA zur Alkoholkrankheit unter Studierenden keine Daten vor; die Dunkelziffer bleibt bestehen.

„Kein Anlass zur Sorge“

Fortsetzung von Seite 1: Über die Hälfte der Studierenden schafft es nicht, die Regelstudienzeit einzuhalten. Woran liegt das?

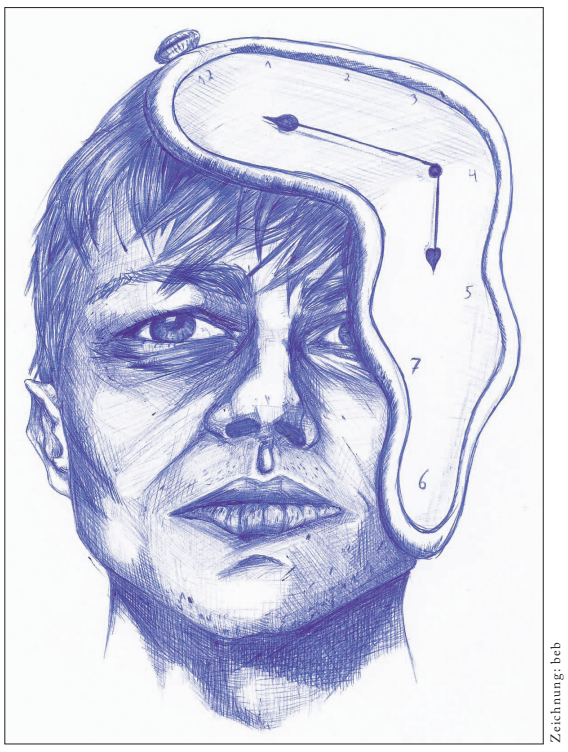
Ein längeres Studium kann laut dem Studierendenwerk Heidelberg verschiedene Gründe haben. „Neben akuten wie chronischen Erkrankungen, einem Handicap, das eine längere Studiendauer mit sich bringen kann, Schwangerschaft oder Kindererziehung spielt auch das Nichtbestehen von Studienleistungen eine Rolle“, so Nora Gottbrath, Referentin der Geschäftsführerin des Studierendenwerks Heidelberg.

Peter Zervakis, Projektkoordinator im Projekt nexus der Hochschulrektorenkonferenz, nennt weitere Gründe: „Ein großer Teil der Studierenden jobbt neben dem Studium, nicht wenige sind darauf angewiesen. Andere pflegen Angehörige oder haben bereits eine eigene Familie. Auch Praktika, Auslandsaufenthalte oder eine aufwendige Abschlussarbeit können dazu führen, dass sich das Studium um ein oder zwei Semester verlängert. Es kommt leider auch vor, dass eine Hochschule in einem Semester nicht allen Studierenden einen Platz in einem Pflichtkurs anbieten kann, weil zum Beispiel Laborplätze fehlen.“ Allerdings könne unter Angabe der vom Studierendenwerk benannten Gründe – mit Ausnahme des Nichtbestehens von Prüfungsleistungen – eine Überschreitung der Förderungshöchstdauer gerechtfertigt werden, so Gottbrath. Eine Studienfinanzierung über die Regelstudienzeit hinaus sei so möglich. Die Verweildauer im Wohnheim stehe nicht im Zusammenhang mit der Regelstudienzeit, die Mietzeit beträgt unabhängig davon sechs Semester und kann durch Arbeiten im Haus verlängert werden.

> „Es kann keine vorgefertigten Bildungskarrieren geben“

Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg sieht Schwierigkeiten, konkrete Ursachen der oftmals überschrittenen Regelstudienzeit auszumachen. „Menschen bringen unterschiedliche Ziele, Interessen und Voraussetzungen mit. Deshalb kann es keine vorgefertigten Bildungskarrieren geben“, konstatiert Denise Burgert, stellvertretende Leiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Ministeriums. Man wolle sich deswegen mehr dafür einsetzen, den individuellen Bedürfnissen der Studierenden Rechnung zu tragen. Eine Flexibilisierung des Studiums soll vor allem durch das Programm „Studienmodelle individueller Geschwindigkeit“ ermöglicht werden. Nach einer Studie des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) betrug das Fördervolumen dieses Programms an der Universität Heidelberg im Zeitraum von 2013 bis 2015 etwa 334 000 Euro und wurde insbesondere von Studierenden mit Kind genutzt. Das DZHW kritisierte aber, dass das Programm insgesamt nur von wenigen Studierenden genutzt würde und nicht BAföG-kompatibel sei.

Zervakis sieht die verbreitete Überschreitung der vorgesehenen Studienzeit gelassen. „Wenn 85 Prozent der Bachelorabschlüsse und 87 Prozent der Masterabschlüsse innerhalb der Regelstudienzeit plus zwei Semester erworben werden, besteht auch kein Anlass zur Sorge. Wenn Studierende über den berühmten Tellerrand schauen und sich dafür die Zeit nehmen, ist dies besser als ein um jeden Preis in der Regelstudienzeit absolviertes Studium“, erklärt er. Man sei sich in der Hochschulrektorenkonferenz aber auch bewusst, dass eine Flexibilisierung des Studiums stattfinden müsse. Dies solle mit individuellen Regelungen zum Teilzeitstudium und einem flexibleren BAföG erreicht werden. **(tns)**



Zeichnung: beb

Vielen Studierenden läuft die Zeit davon

Kommentar

Verfehlte Vorgabe

Dass nicht einmal die Hälfte der Studierenden in der vorgesehenen Dauer ihr Studium absolvieren, führt den Begriff „Regelstudienzeit“ ad absurdum. Insbesondere das Wissenschaftsministerium erkannte zwar Handlungsbedarf und versuchte durch neue Programme das Studium individueller zu machen und so dem Trend entgegenzuwirken. Sie wirken jedoch nur punktuell und sind nicht mit dem BAföG-Satz kombinierbar.

Generell fällt auf, dass die Politik bei der Suche nach Ursachen scheinbar nur die studentische Seite in den Blick nimmt und die strukturelle Ebene außer Acht lässt. Dabei erlangten 2014 durchschnittlich 87 Prozent der Bachelorabsolventen nach acht Semestern ihren Abschluss – hier ließe sich von einer Regel sprechen. Der Schluss aus der Diskrepanz zu 40 Prozent nach sechs Semestern kann nicht der sein, dass die Mehrzahl der Studierenden eine „Regelstudienzeit“ verfehlt hat – ein Widerspruch in sich. Vielmehr verweist sie darauf, dass die Regelstudienzeit von sechs Semestern eine verfehlte Vorgabe ist, die es auch im Sinne der Chancengleichheit in der Bildung zu korrigieren gilt. Denn die derzeitige Kopplung der Regelstudienzeit an die BAföG-Zahlungen führt dazu, dass der Universitätszugang für potenziell BAföG-abhängige Studieninteressierte erschwert wird.

Von Tim Schinschick

ANZEIGE

Umwälzungen im StuRa

Gestiegene Wahlbeteiligung von 15 Prozent und fehlende Grüne verändern die Kräfteverhältnisse im StuRa. Die nextbike-Kooperation wird abgelehnt

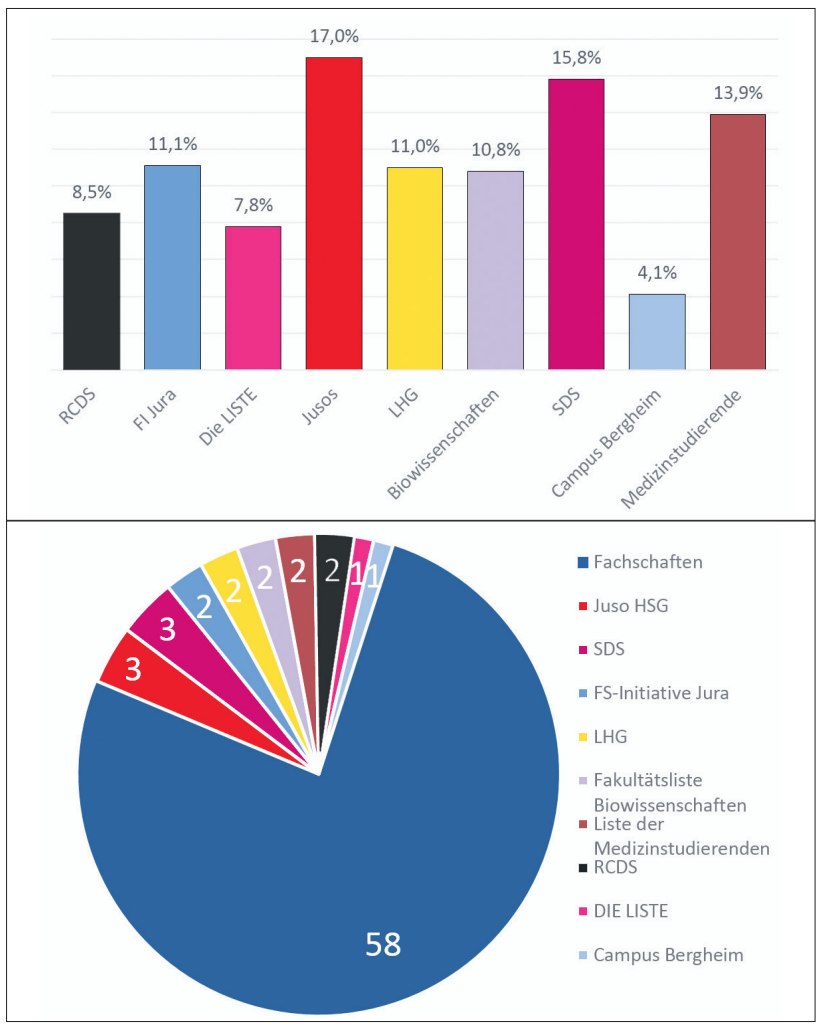
Bei der Wahl zum neuen Studierendenrat (StuRa) erreichte die Wahlbeteiligung einen neuen Höchststand: Laut vorläufigem Ergebnis wählten rund 15 Prozent der Heidelberger Studenten ihre Vertreter. Mit einem leichten Plus von 1,6 Prozentpunkten bei der Beteiligung sitzen somit 18 Listenvertreter im nächsten Studierendenrat, deren Anzahl von der Wahlbeteiligung abhängt. Ihnen stehen weitere 58 Vertreter der einzelnen Fachschaften zur Seite.

Die meisten Listenplätze besetzen die Juso Hochschulgruppe (17 Prozent) und der Sozialistische Deutsche Studierendenbund (15,8 Prozent) mit jeweils drei Sitzen. Jusos und SDS gewannen damit im Vergleich zum Vorjahr einen beziehungsweise zwei Sitze hinzu. Ebenfalls verbessert haben sich die Liberale Hochschulgruppe (11,0 Prozent), der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (8,5 Prozent), sowie die Fakultätsliste Biowissenschaften (10,8 Prozent) von einem auf zwei Plätze. Campus Bergheim sowie Die LISTE behalten ihren Listenplatz und auch die Fachschaftsinitiative Jura kann wie im Jahr zuvor zwei Vertreter in den neuen StuRa entsenden. Lediglich die Liste der Medizinstudierenden, Sieger der letzten Wahl, verliert mit 13,9 Prozent einen von drei Sitzen der letzten Legislaturperiode. Der Grund dieser Umwälzungen liegt jedoch nicht nur in der leicht erhöhten Gesamtbeteiligung. Mit der Grünen Hochschulgruppe trat eine der größten Listen des letzten StuRa nicht an. Sie war nicht in der Lage, genug Kandidaten für die Wahl aufzustellen.

Welche der Kandidaten der einzelnen Listen künftig im StuRa sitzen werden, stand bei Redaktionsschluss noch nicht endgültig fest. Dies liegt unter anderem daran, dass es bei einigen Listen zu Doppelkandidaturen von Fachschafts- und Listenvertretern kam.

> Jusos und SDS sind Wahlgewinner

Die nextbike-Kooperation fiel in der parallel durchgeführten Umfrage mit 53 zu 45 Prozent bei einer Beteiligung von 15,03 Prozent knapp durch. Auch wenn das Meinungsbild für den StuRa nicht völlig bindend ist, hat der Vorschlag des Verkehrsreferenten Erik Tuchtfeld (Jusos) somit nur wenig Zukunft. Dieser gibt sich nicht geschlagen: „Ich verstehe das als Aufforderung, eventuell in einem Jahr den Studierenden einen überarbeiteten Vorschlag vorzulegen." **(jkb)**



Grafik: sko

Oben: Stimmenanteile der Listen in Prozent, unten: Sitzverteilung im neuen StuRa

Kommentar

Querschläger

Eine Wahlzeit voller Überraschungen ist zu Ende. Nicht nur, dass das Fehlen der Grünen Hochschulgruppe bei der StuRa-Wahl für einige Verschiebungen in der Sitzverteilung gesorgt hat und vermutlich besonders Jusos und SDS davon profitieren konnten. Vor allem die nextbike-Abstimmung und die Diskussion um die Fachschaftslisten haben die Heidelberger Hochschulpolitik kräftig durcheinandergewirbelt. Die nextbike-Abstimmung und der entsprechende Wahlkampf dürften an der höheren Wahlbeteiligung nicht ganz unschuldig sein – ein Rekord, der einen Schritt in die richtige Richtung hin zu einer größeren politischen Beteiligung aller Studierenden darstellt. Die Zahl der Studierenden, die an die Urnen gegangen sind, bleibt jedoch weiterhin ausbaufähig. Auch der Ansatz, mehr Transparenz in die Finanzen der Listen zu bringen, sollte den Ruf der hiesigen Hochschulpolitik verbessern. Doch besonders der fehlgeschlagene Versuch einiger RCDS-Mitglieder, die Fachschaftsinitiative Jura per Gerichtsbeschluss von der Wahl auszuschließen, gefährdet diesen verbesserten Ruf der Verfassten Studierendenschaft als Ganzes und führt ins Unsachliche – insbesondere, wenn sich der RCDS mit der Ablehnung seines Antrags durch das Verwaltungsgericht nicht zufrieden geben und die Wahl im Nachhinein anfechten sollte.

Von Simon Koenigsdorff

Sind die Fachschaften neutral genug?

Die Verfasste Studierendenschaft streitet um die Fachschaftslisten. Mitglieder des RCDS werfen ihnen vor, ihren Fachschaften zu nahe zu stehen. Ein Konflikt, der bereits vor Gericht geführt hat

Von Hannah Kapfenberger

Wie transparent ist die Heidelberger Hochschulpolitik? Mit dieser Frage musste sich in der vergangen Woche nicht nur die Verfasste Studierendenschaft (VS), sondern auch das Verwaltungsgericht Karlsruhe befassen.

Vier Mitglieder des Ring christlich-demokratischer Studenten (RCDS) hatten gefordert, die Zulassung der Fachschaftsinitiative Jura (FSI) zur Wahl zum Studierendenrat (StuRa) zurückzunehmen. Der Vorwurf: Die Trennung von Fachschaftsrat, Fachschaft und FSI sei nicht eindeutig genug. Durch die ähnlichen Bezeichungen, die Verwendung von Logos der Fachschaft durch die FSI, sowie eine Facebook-Seite, die unter dem Namen Fachschaft Jura Heidelberg auch von der FSI genutzt wird, werde suggeriert, die FSI vertrete die Fachschaft Jura oder werde durch selbige unterstützt. Auch gebe es erhebliche personelle Überschneidungen. Zwar lehnte das Gericht den Antrag ab, die dahinter stehende Problematik könnte die VS jedoch noch länger beschäftigen. Doch warum ist die strikte Trennung von Liste, Fachschaft und Fachschaftsrat überhaupt wichtig? Die Fachschaften sind als Teil der VS auf Fakultätsebene aktiv. Die VS ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts und deshalb zur politischen Neutralität verpflichtet – genau wie ihre Organe. Diese Neutralitätspflicht könnte verletzt werden, wenn der Eindruck entsteht, die FSI wäre Teil der Fachschaft oder würde diese bei den Uniwahlen vertreten. Diesbezüglich hatten die RCDS-Mitglieder Bedenken und stellten einen Eilantrag in Karlsruhe.



Foto: hlp

Wahlkampf im Regen. Vor der Neuen Uni ringen die Listen um die Gunst ihrer Wählerinnen und Wähler

Zunächst hatte es einen Klärungsversuch im Rahmen einer Sitzung der Referatekonferenz gegeben. In den Augen der FSI war dieser auch erfolgreich verlaufen, von einen gerichtlichen Antrag sei zu keinem Zeitpunkt die Rede gewesen. „Wir hatten eigentlich damit gerechnet, dass wir alle Bedenken ausräumen konnten und die Angelegenheit damit erledigt sei", sagt Indra Blanke von der FSI. Dieser Meinung waren die antragstellenden Mitglieder des RCDS offenbar nicht. Die in der Sitzung vereinbarte Änderung des Namens der Facebook-Seite „Fachschaft Jura Heidelberg" in „Fachschaftsinitiative Jura Heidelberg" empfanden sie als nicht ausreichend, um die „Augenwischerei" der unterschiedlichen Bezeichnungen zu beheben. „Am Ende sahen wir uns gezwungen, das Verwaltungsgericht in Karlsruhe anzurufen", erklärten die Antragsteller Maximilian Böck, Dominik Koblitz, Maximilian Zobel und Kevin Gerlach.

> „Konstruktive Mitarbeit – Fehlanzeige"

Die Ablehnung des Antrages hatte mehrere Gründe: Eine Verwechslung der Liste der FSI mit der Fachschaft Jura sei schon deshalb ausgeschlossen, da in der Organistationssatzung der VS explizit von „Studienfachschaften" die Rede ist. Darüber hinaus tritt die FSI schon lange unter diesem Namen bei Universitätswahlen an – länger gar als es die VS gibt. Das Gericht sieht darin eine „tiefe Verwurzelung der Liste in der Studierendenschaft". Die Umbenennung der Facebook-Seite wurde vom Gericht gewürdigt und war auch ein Grund für die Ablehnung der Klage.

Die VS selbst bemängelte vor allem, dass ihre Schlichtungskommission nicht angerufen wurde, um die Unklarheiten zu beseitigen. Justizreferent Tenko Glenn Bauer appellierte an den eigenen demokratischen Anspruch des RCDS: „ Arbeitet doch mit anstatt zu klagen, der Weg steht Euch offen!" Er sieht seitens Teilen des RCDS keine Bereitschaft zur konstruktiven Mitarbeit. Auch sei offenbar kein Vertrauen in die Gremien der VS vorhanden.

Doch nicht nur die begriffliche Unterscheidung zwischen Fachschaft und Fachschaftslisten beschäftigte die VS in diesen Tagen. Auch etwaige finanzielle Verbindungen sollen künftig aufgedeckt werden. Eine neue Transparenzregelung zur Wahlkampfkostenfinanzierung verpflichtet künftig alle kandidierenden Listen, ihre Einnahmen und Wahlkampfkosten offen zu legen. Antragsteller Erik Tuchtfeld von der Juso Hochschulgruppe sieht darin die Möglichkeit, Fairness im Wahlkampf herzustellen. „Es wird künftig deutlich, welche Listen mit viel Budget ausgestattet sind und eventuell illegale oder politisch zweifelhafte finanzielle Unterstützung, beispielsweise durch bestimmte Organisationen, wird aufgedeckt." Über die Regelung wurde namentlich abgestimmt; ein Novum in der Geschichte des StuRa. Die Tatsache, dass eine finanzielle Unterstützung der Fachschaftslisten durch die Fachschaften einen Verstoß gegen das Neutralitätsgebot der VS darstellen könnte, hatte im Vorfeld für Kontroversen gesorgt. Trotzdem scheinen die Fachschaften die Vorschrift zu begrüßen. „Da wir den Wahlkampf ausschließlich aus Drittmitteln finanzieren, haben wir nichts zu befürchten," erklärt Pietro Viggiani von der Liste Campus Bergheim. Auch die Fakultätsliste Biowissenschaften sieht die Transparenzregelung trotz ihrer Enthaltung bei der Abstimmung positiv: „Wir freuen uns, dass hinsichtlich der Wahlkampfkostenfinanzierung nun Klarheit geschaffen wurde. Gerne sind wir bereit, unsere Wahlkampfkostenfinanzierung offenzulegen". Die Regelung soll jedoch erst 2017 in Kraft treten.

Hochschule in Kürze

„Unwesen der Akkreditierung“
In einem offenen Brief kritisieren Heidelberger Professoren die Bewertung von Studiengängen durch private Ratingagenturen. Das „Unwesen der Akkreditierung“, so die Professoren in der *FAZ*, verletze die Lehr- und Forschungsfreiheit, führe zu einem „Exzess an Bürokratie“ und entziehe den unterfinanzierten Hochschulen andernorts dringend benötigte Gelder. Anlass war eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes, welche den Einfluss der privaten Firmen auf die Universitäten als grundgesetzwidrig beurteilt. Aus Sicht der Unterzeichnenden soll die Qualitätssicherung wieder aus der Wissenschaft, genauer aus den Reihen der Professoren, selbst erfolgen. Schließlich seien diese durch die hohen Hürden zur Professorenwürde „nachweislich qualifiziert, nun ihrerseits sinnvolle Studiengänge zu konzipieren“.

Neues Referat in der VS
Das neue Frauen und Non-Binary Referat der Verfassten Studierendenschaft (VS) hat sich konstituiert. Dem Feminismus soll so eine stärkere Stimme in der Universitätspolitik gegeben werden. Da Frauen und Non-Binary aus Sicht des Referates wegen ihres Geschlechts diskriminiert würden, sei es nicht selbstverständlich, sicher und unbehelligt durch den öffentlichen Raum zu gehen. Deshalb müsse ein „Bewusstsein für geschlechtsspezifische Diskriminierung entstehen“ und entsprechende „gleichberechtigende Strukturen geschaffen werden“. Das Referat bietet eine finanzielle und organisatorische Anlaufstelle für engagierte Studenten und leitet Betroffene an passende Projekte weiter. Langfristig ist ein eigenes Beratungsangebot für Fälle geschlechtsbezogener Diskriminierung geplant. Auch über Vorträge, Workshops und Diskussionen soll in die Uni hineingewirkt werden.

Notlagenstipendium ist zurück
Mit der Veröffentlichung im Mitteilungsblatt des Rektors tritt das Notlagen-Stipendien-Programm ab sofort in Kraft. Wie der StuRa mitteilt, könnten in akute, finanzielle Not geratene Studenten so schnell und diskret über bis zu drei Monate mit dem BAföG-Höchstsatz gefördert werden. Das Stipendium wurde im November letzten Jahres vom StuRa verabschiedet und nach einigen kleineren Satzungsänderungen nun auch von der Universität bewilligt. Anträge können damit ab jetzt beim StuRa eingereicht werden. **(jkb)**

Wahlen an der PH
Am 5. und am 7. Juli finden an der Pädagogischen Hochschule (PH) die diesjährigen Gremienwahlen statt. Alle Studenten und Studentinnen der PH sind aufgerufen, ihre Abgeordneten für das Studierendenparlament und die Fakultätsräte sowie die studentische Vertretung im Senat zu wählen. In die drei Fakultätsräte werden jeweils vier Studenten entsandt. Für das insgesamt 21–köpfige Studierendenparlament sind 15 Mitglieder zu wählen. Die restlichen Plätze werden dann durch die sechs Senatsmitglieder gefüllt. Diese sitzen automatisch ebenfalls in der studentischen Interessenvertretung. Die Wahllokale sind von 9 Uhr bis 16:30 Uhr geöffnet, am 5. Juli im Senatssaal des Altbaus, am 7. Juli in den Räumen der neuen PH. **(jat)**

„Studium ist kein Wettlauf“

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) im Gespräch über Exzellenz, Förderung für Studierende und das enge Korsett von Bologna

Frau Bauer, Sie sind nun schon zum zweiten Mal Ministerin für Wissenschaft. Wie sieht Ihre Vision für die Hochschulen in Baden-Württemberg für die nächsten fünf Jahre aus?

Theresia Bauer: Wir haben eine sehr starke Hochschullandschaft und ich werde gemeinsam mit den Hochschulen weiter daran arbeiten, dass unsere vielfältige, innovative und facettenreiche Hochschullandschaft weiter wächst und für die unterschiedlichen Bedürfnisse und Ansprüche, die wir in unserer Gesellschaft haben, hervorragende Angebote bereitstellt.

Im Koalitionsvertrag heißt es „Wir unterstützen unsere Universitäten mit ihrer besonderen Forschungsstärke, auch um in einer neuen Runde der Exzellenzinitiative erfolgreich zu sein“. Sehen Sie die Gefahr, dass die Landesregierung die kleineren Hochschulen und Universitäten im Land aus den Augen verliert?

Bestimmt nicht. Die Exzellenzinitiative ist nicht das einzige Instrument. Wäre es so, könnte ich die Frage nachvollziehen. Es ist eine Strategie, die universitäre Spitzenforschung besser aufstellen und sie im internationalen Kontext besser sichtbar machen soll. Das gilt auch für den Vergleich mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Das ist, glaube ich, bitter nötig. Aber darüber hinaus gibt es ja weitere Programme, und zwar gerade für kleinere Hochschulen, die ich mit Nachdruck unterstütze. Nur in der Verbindung dieser Förderprogramme entsteht gute Hochschulpolitik.

Liegt Ihnen, die Sie ihren Wahlkreis in Heidelberg haben, die Uni hier bei der Bewerbung für die Exzellenzinitiative besonders am Herzen?

Das ist, als wenn man eine Mutter nach ihren verschiedenen Kindern fragt: Man hat sie alle lieb, obwohl sie unterschiedlich sind.

Wir bleiben beim Thema Förderung: Sie haben gerade einen Fonds für erfolgreiches Studieren aufgelegt. Was soll konkret besser werden?

Es geht darum, die Hochschulen in der Studieneingangsphase darin zu unterstützen, mit den unterschiedlichen Voraussetzungen, Interessen und Schwierigkeiten der Studierenden umzugehen. Die Details sind nicht vorgegeben. Wir wollen die Hochschulen, die neue Beratungsangebote, Unterstützungskurse und Studienmodelle mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten anbieten wollen, in die Lage versetzen, das auch umzusetzen. Da hat eine PH einen anderen Bedarf als eine technisch ausgerichtete Uni.

> „Wir werden die Studierendenvertretungen einladen“

Wenn Sie „mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten“ sagen, bedeutet das dann auch, dass man über die Regelstudienzeit hinaus studieren kann, wenn man Anlaufschwierigkeiten hat?

Genau. Tatsächlich haben wir Projekte in der Förderung, die davon ausgehen, dass es möglich sein muss, beispielsweise für Mathematik oder andere Vorkenntnisse auch mal ein Semester länger zu studieren, ohne dass daraus Nachteile erwachsen. Es gibt aber auch Situationen, in denen schlicht die Lebenssituation es erfordert, ein anderes Tempo zu fahren, etwa wenn Angehörige gepflegt werden müssen oder wenn man Verantwortung für ein Kind trägt.

Das klingt nach einem sehr breiten Bildungsideal. Hat das in einem Bachelor-Master-System überhaupt noch Platz?

Das muss unbedingt Platz haben. Was ist denn ein Studium anderes, als die Erfahrung, dass unsere Welt voller ungelöster Probleme und offener Fragen ist, die angegangen werden müssen? Egal wie der Abschluss heißt: Diese Erfahrung macht den großen Unterschied zur Schule aus.

Aktuell schaffen es nur 40 Prozent der Studierenden, die Regelstudienzeit einzuhalten. Das sind alarmierende Zahlen. Was glauben Sie, woran das liegt?

Ich bin gar nicht so alarmiert darüber. Wenn wir andererseits feststellen, dass seit gut zehn Jahren die Studienzeiten insgesamt rückläufig sind, würde ich sagen, in der Frage kann man ein bisschen lockerer sein. Das Studium ist kein Wettlauf darum, wer als Erster im Ziel ist.

> „Das Studium ist keine Oberstufe. Es muss Freiräume geben“

Es geht an dieser Stelle aber nicht nur um Leistung, sondern oft auch um die Finanzierung. Denn an die Regelstudienzeit ist das BAföG geknüpft und wenn 60 Prozent der Studierenden ihr Studium nicht in dieser Zeit abschließen können, bekommen einige Schwierigkeiten.

Ein Studium muss machbar sein. Wenn wir die Rückmeldung erhalten, dass es das nicht ist, dann müssen wir das angehen. Es ist der Sinn von Bologna, die Studiengänge so zu konzipieren, dass man sie in der vorgegebenen Zeit absolvieren kann.

Deshalb gibt es einen Qualitätssicherungsprozess dafür. Zweifellos wird noch einiges zu optimieren sein, aber vieles muss sich einfach auch erst noch etwas einspielen. Gleichwohl teile ich vieles von der Kritik am engen Korsett. Schließlich ist das Studium keine Oberstufe und es muss auch Freiräume und Wahlmöglichkeiten geben.

Wäre es eine Möglichkeit, das Problem anzugehen, indem man die Regelstudienzeiten hochsetzt, um das BAföG entsprechend länger zu gewähren?

Das würde ich gerade nicht machen. Ich glaube, wenn man die Regelstudienzeiten einfach erhöht, lösen wir damit nicht das Grundproblem.

Das besteht darin, dass das Bedürfnis der Hochschulen, Wissen in den Lehrplänen zu verankern, unendlich groß ist. Hätten wir eine höhere Regelstudienzeit, würde die Stofffülle im Verhältnis wieder genauso umfangreich.



Foto: Ministerium für Wissenschaft Baden-Württemberg

Sie haben sich im Landtag für ein allgemeinpolitisches Mandat der Verfassten Studierendenschaft (VS) stark gemacht. Im Koalitionsvertrag findet sich nun ein rein hochschulpolitisches Mandat. Sind Sie enttäuscht über dieses Ergebnis?

Ich lese den Koalitionsvertrag da ganz anders. Ich habe mich immer für ein starkes Mandat eingesetzt. So steht es auch im Hochschulgesetz. Das Mandat ist ein starkes, hochschulpolitisches Mandat.

Die Verantwortung der Studierendenvertretung umfasst auch eine Verantwortung für politische Bildung und für das Bewusstsein, dass man als verantwortlicher Mensch nicht nur bis zur eigenen Nasenspitze denkt. Wir haben im Landeshochschulgesetz an diesem Punkt keine Veränderung vereinbart, sondern nur eine erläuternde Präzisierung. Es scheint ja in der Tat unklar zu sein, was damit genau gemeint ist. Nicht gemeint ist zum Beispiel, dass man mit Einnahmen aus der VS Wahlkampf für eine Hochschulgruppe macht oder einen Bus zu einer Demo finanziert.

> „Eine höhere Regelstudienzeit löst nicht das Grundproblem“

Im Koalitionsvertrag findet sich zur VS der Satz: „Um mehr Rechtssicherheit zu gewährleisten, werden wir seine Anwendungsbereiche gegenüber den Betroffenen präzisieren.“ Das klingt etwas kryptisch. Soll das eine Anspielung auf die Streitigkeiten um die Heidelberger VS sein?

Nicht nur. Wir haben Interpretationsschwierigkeiten an verschiedenen Standorten erlebt. Wir werden die Studierendenvertretungen einladen. Es geht mir darum zu zeigen, dass die Akzeptanz der VS von einem verantwortungsvollen Umgang mit dem Mandat abhängt. Wenn man das besondere Privileg hat, Pflichtbeiträge von allen einzuziehen, dann kann man nicht damit machen, was man will. Man muss Rechenschaft ablegen und man muss sich darüber im Klaren sein, dass es eine Vielfalt unterschiedlicher Meinungen gibt.

Sie hatten gegenüber dem *ruprecht* Anfang 2015 gesagt, dass die QSM-Umverteilung für Verbesserung auch in den Fächern sorgen würde. Allerdings gab es, als diese Umverteilung konkret wurde, die Befürchtung, dass Stellen wegfallen und dadurch auch Tutorien oder Bibliotheksöffnungszeiten. War Ihre Aussage von damals also zu optimistisch?

Sagen wir mal so: Es kommt immer darauf an, was man daraus macht. Wir haben die Freiräume und die Planungssicherheit erhöht, indem wir die Mittel in die Grundfinanzierung umgeschichtet haben. Wir haben den Hochschulen damit die Möglichkeit gegeben, mehr Mittel strategisch einzusetzen, also zum Beispiel auch für Dauerstellen, wo man früher nur befristete Stellen schaffen konnte. Welche Schwerpunkte die Universität am Ende setzt, ist aber ganz klar ihre eigene Entscheidung.

In Heidelberg war klar, dass die Universiät dieses umverteilte Geld für ein recht deutliches Haushaltsloch im Bereich Gebäude und Energie aufwenden würde. War das an anderen Standorten in Baden-Württemberg auch absehbar?

Es gibt überall andere Herausforderungen, zum Beispiel bei der Ertüchtigung der Infrastruktur oder der Ausstattung der Bibliotheken. Deshalb wurden an den Hochschulen auch unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt.

Sie haben selbst in Heidelberg studiert. Welche Veränderungen wünschen Sie sich hier an der Universität?

Ich finde, es hat sich viel nach vorne bewegt. Ich glaube, dass Heidelberg mit einer so begünstigten Lage und einer so begnadeten Verwobenheit von Stadt und Universität aus dieser Wissenschaftsstadt noch mehr machen könnte. Das geht bis in die Frage hinein: „Wie ist die Aufenthaltsqualität im Neuenheimer Feld?“. Ich würde mir wünschen, dass beim Betreten dieses einzigartigen Campus die Experimentierfreude und die Begeisterung, Innovatives auf den Weg zu bringen, noch stärker sichtbar wird.

Das Gespräch führten Esther Lehnardt, Simon Koenigsdorff und Livia von Oldershausen.

Unterschiedliche Schlägertypen

Ob Kunststoff oder Holz – bei Lacrosse trifft Tradition auf Moderne. Hanni und Nannis Lieblingssportart wird auch in Heidelberg erfolgreich gespielt

Regen. Durch das Gitter meiner Schutzbrille starre ich auf den matschigen Rasen. Vor mir öffnet sich eine enge Gasse aus bunten Stangen und geflochtenen Ledernetzen. Genau dort soll ich durchsprinten und den kleinen, gelben Hartgummiball schützen, der nur darauf wartet, herunterzufallen. Er liegt in einem taschenartigen Netz, das am Ende meines Schlägers befestigt ist und ihn aussehen lässt wie einen großen Löffel. Mit schwungvollen Bewegungen nach rechts und links wiege ich den Schläger im Lauf vor meinem Gesicht hin und her – oder versuche es zumindest.

Das so genannte Cradling, die Grundbewegung beim Lacrosse, gelingt noch nicht so recht. „Wenn du regelmäßig zum Training kommst, wirst du nach ein paar Monaten Fortschritte sehen", sagt Julia, die schon zehn Jahre Lacrosse spielt. „Und die Kondition kommt von ganz allein".

Dreimal die Woche trainieren die Damen der TSG 78 Heidelberg, samstags oder sonntags kommen teilweise noch Wettkämpfe hinzu. Dafür spielt die Mannschaft auch in der ersten Liga Süd, wurde schon Dritter bei den Deutschen Meisterschaften. Egal ob Schülerin oder Studentin, die Altersspanne reicht von 16 bis 36 Jahren, einige kommen extra aus Mannheim zum Training. „Man ist wie eine kleine Gemeinschaft und trifft sich bei den Spielen immer wieder", sagt Bea.

Auch wenn Lacrosse immer beliebter wird, gilt es in Deutschland immer noch als Randsportart; große Teams gibt es vorwiegend in Universitätsstädte. Was als Internatssport vor allem durch Hanni und Nanni bekannt wurde, begann eigentlich bei den Ureinwohnern Nordamerikas: sie erfanden das Spiel als Übung zur Kriegsvorbereitung. Französische Jesuiten gaben ihm schließlich seinen Namen „La crosse", französisch für Bischofsstab, weil sie die gekrümmte Form des Schlägers an den Pastoralstab erinnerte. Im 19. Jahrhundert gelangte das Spiel über Kanada in die USA, nach England, Neuseeland und Australien. Nonnen in Schottland führten Lacrosse schließlich als Spiel für ihre Internatsschülerinnen ein.



Foto: Peter Oehl

Die Damenmannschaft der TSG 78 Heidelberg im Spiel gegen den ABV Stuttgart

Das Equipment sieht zwar heute moderner aus, gespielt wird aber immer noch bei jedem Wetter, ob Regen oder Schnee; im Winter aber meist in der Halle. Auch wir hechten im Nieselregen über den Platz. Beim Passen und Fangen bin ich froh über meine futuristische Schutzbrille. Durch das Gitter des sogenannten Goggle zu blicken, ist zwar gewöhnungsbedürftig, schützt aber vor dem Ball und den Schlägern der anderen. Zudem tragen die Spielerinnen einen Mundschutz, die Männer gar Helme. „Gebrochene Nasen gibt es schon mal", sagt Gwen auf meine besorgte Nachfrage. „Aber das Risiko ist nicht höher als bei anderen Ballsportarten".

Der kleine Hartgummiball macht das Spiel außerdem schnell und spannend. Zwölf Tore und mehr pro Partie sind nicht ungewöhnlich, Torschüsse werden mit 80 bis 90 km/h abgefeuert. Insgesamt dauert das Spiel 2x30 Minuten und ist besonders bei den Frauen einigen Regeln unterworfen. Teilweise stammen sie noch aus der Zeit des Internatssports und sollen vor allem die Spielerinnen schützen. „Man darf sich davon nicht aus der Ruhe bringen lassen, auch wenn die Regeln am Anfang etwas verwirrend sind", sagt Teresa. Trotz seiner Ursprünge hat Lacrosse das Image eines Internatssports lange abgeschüttelt – hier kann sich jeder wie Hanni und Nanni fühlen. **(lau)**

Das Spiel

Mit Schlägern aus Holz oder Synthetik, die ein taschenförmiges Netz am oberen Ende haben, wird ein gelber Hartgummiball gepasst und gefangen; die Hände dürfen den Ball dabei nicht berühren. Zwei Teams mit 12 Spielerinnen kämpfen auf einem 45x102 Meter großen Spielfeld gegeneinander. Ziel ist es, durch Würfe auf das gegenerische Tor Punkte zu erzielen. Nach Deutschland kam Lacrosse erst in den Neunzigerjahren durch Austauschschüler. Mittlerweile gibt es vier Damen-, drei Herren- und zwei Jugendligen.

Die Lacrosse-Teams der TSG 78 Heidelberg trainieren montags, dienstags und donnerstags von 19 bis 21 Uhr auf den Plätzen der TSG an der Tiergartenstraße 9. Anfänger sind jederzeit willkommen.

Studieren ohne Uni

Ein Start-up-Unternehmen aus Berlin ermöglicht Geflüchteten weltweit ein Studium ohne Gebühren und Papiere

Studieren bedeutet für Abiturienten vielleicht neben NC-Hindernissen und Studienfinanzierung etwas lästigen bürokratischen Aufwand.

Für einen in Deutschland neu angekommenen Geflüchteten ist ein Studium oder eine Studienweiterführung noch dazu mit viel (teilweise unnötigem) Zeitverlust verbunden.

Eine Hochschulzugangsberechtigung ist an deutschen Unis nötig und so markieren fehlende Dokumente, Anerkennung von Schulabschlüssen und Deutschkenntnisse bereits die erste große Hürde auf dem mühsamen Weg an die Universität. Zwar gibt es je nach Aufenthaltsstatus erleichterte Verfahren, jedoch nicht für Asylbewerber.

Kiron Open Higher Education, ein neues Studienkonzept aus Berlin, bietet Geflüchteten einen quasi unverzüglichen Einstieg ins Studium.

Durch möglichst unkomplizierten Zugang zu Studieninhalten soll die Übergangszeit im neuen Land nicht unnötig verfallen. In den ersten zwei Studienjahren werden englischsprachige Online-Kurse belegt, die von verschiedenen Universitäten wie Harvard oder Stanford bereitgestellt werden. Im dritten Studienjahr erfolgt idealerweise der Wechsel an eine der 18 Partneruniversitäten in unterschiedlichen Ländern. Diese erkennen die in den Online-Kursen erbrachte Leistung an und das Studium kann an der Partneruni abgeschlossen werden. Zu den deutschen Partnerunis zählen zum Beispiel die RWTH Aachen oder die Hochschule Heilbronn, aber auch Universitäten in Westafrika oder den USA sind dabei. Da sich das Projekt nur an Geflüchtete richtet, genügt für die Bewerbung zunächst nur ein Nachweis des Asylantrags.

In den ersten zwei Jahren an der Kiron bleibt Zeit, auf eine Entscheidung über den Aufenthaltsstatus zu warten, Sprachkenntnisse zu erwerben und die nötigen Dokumente für den Wechsel an die Partneruni zu sammeln.

Auch das Problem der Studienfinanzierung löst Kiron elegant: Studiengebühren fallen keine an. Die Online-Kurse sind frei zugänglich, lediglich Internetzugang ist nötig. Denn BAföG-berechtigt sind Flüchtlinge erst nach 15 Monaten und Asylbewerber gar nicht. Anfallende Kosten, zum Beispiel für Personal, werden unter anderem durch Stiftungen und Crowdfunding finanziert.



Foto: Kiron Open Higher Education

Kiron-Studenten mit Gründer Markus Kressler (2. v. r.)

Gegründet im März 2015 von Vincent Zimmer und Markus Kressler, sind die ersten 1200 Studenten bereits eingeschrieben, auch wenn man an der Kiron zunächst nur die vier Fächer Business & Economics, Engineering, Computer Science und Social Science studieren kann.

Die Online-Kurse, auch Massive Opening Online Course (MOOCs) genannt, bieten neben Vorlesungen und Lernmaterialien auch Austausch-Plattformen für Studierende und Lehrende. Zudem sind sie weltweit zugänglich und unabhängig, ob aus dem Flüchtlingscamp in der Türkei oder dem Flüchtlingsheim in Deutschland.

Ob virtuelle Lernräume, sogenannte Study-Hubs, den direkten Austausch mit Kommilitonen, einen echten Campus ersetzen kann? Wohl kaum. Kiron richtet auch reale Study-Hubs ein, wo man abseits der Flüchtlingsumgebung ungestört nur Student sein. Auch in Heidelberg ist bereits ein Hub in Planung, sowie zehn Kiron-Bewerber.

Das Konzept klingt geradezu utopisch: einfacher, kostenloser Hochschulzugang für Geflüchtete. Allerdings ist das Projekt noch jung und wie sich die Studenten entwickeln, wie sich der Wechsel und Abschluss an den Partnerunis in Realität gestaltet, bleibt noch abzuwarten.

Funktioniert das Konzept, revolutioniert Kiron nicht nur den Hochschulzugang für Geflüchtete auf der ganzen Welt, sondern auch das Studium, wie wir es bisher gewohnt sind.

Während Studenten an herkömmlichen Universitäten ihre Vorlesungen unter Umständen mit mehreren hundert Kommilitonen absitzen, die Mittagspause in der Mensa verbringen und auch beim Unisport in Gesellschaft schwitzen, sind Kiron-Studenten zunächst auf sich selbst gestellt.

Ein authentisches Studentenleben kann Kiron also nicht bieten, aber für Interessierte in den vier angebotenen Fächern zumindest eine einfache Möglichkeit, die zähe Zeit des Wartens sinnvoll zu nutzen, sich abzulenken und weiterzuentwickeln. **(phn)**

50 Jahre Kinderbetreuung

Am 7. Juni feierte die Kinderkrippe Im Neuenheimer Feld 685 fünfzigjähriges Bestehen. Mit einem kleinen Frühstück und Musik wurde die Feierlichkeit zu 50 Jahren „Studieren mit Kind" in der Tagesstätte selbst gewürdigt.

1966 ist diese als erste studentische Kinderkrippe der Bundesrepublik unter der Leitung von Rosemarie Baur eröffnet worden. Die Idee hatten ursprünglich studentische Eltern, die städtische Einrichtungen wegen mangelnder Angebote nicht nutzen konnten.

Ab dem 1. Mai 1966 wurden 30 Kinder zwischen acht Wochen und drei Jahren, damals noch in der Lutherstraße 47, in die Betreuung aufgenommen. Mit der Übernahme der Institution durch das heutige Studierendenwerk Heidelberg konnte 1969 bei einer finanziellen Notlage geholfen und in den folgenden Jahren auch Kapazitätserweiterungen erreicht werden. Die Verwirklichung der musikalischen Früherziehung wurde durch den Einzug in die größeren Räumlichkeiten möglich gemacht.

Heute liegt die Kinderkrippe in einem ehemaligen Hausmeister-Wohnhaus. Sie verfügt über einen Spielplatz und ist von einem botanischen Lehrpfad und Frühstücksgarten umgeben. Betreut werden die Kinder von erfahrenen, pädagogischen Mitarbeitern. Die Campusnähe wie auch die flexiblen Betreuungszeiten erleichtern Studierenden die Organisation von Kinderbetreuung und Studium.

Inzwischen bietet die Kinderkrippe Im Neuenheimer Feld 80 Plätze an, das Studierendenwerk Heidelberg insgesamt sogar 300 Plätze für Studierende mit Kindern in Heidelberg. Es gibt mehrere Kindertagesstätten des Studierendenwerkes mit verschiedenen Standorten in der Stadt. Im Land Baden-Württemberg hat das Studierendenwerk Heidelberg das größte Kinderbetreuungsangebot für Studierende. **(led)**

ANZEIGE



Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Willst Du dich verappen?

Was Du noch zu erledigen hast, wie dein Fitnessplan heute aussieht, wann Du Vokabeln pauken sollst: All das sagen dir diese Apps

Habitica



Foto: Screenshot Habitica

Für Menschen, die prokrastinieren. Und daran etwas ändern wollen. Habitica gamifiziert deinen Alltag – so nennt man es, wenn Verpflichtungen spielerisch aufbereitet werden. Für anstehende Aufgaben erstellst Du dir Tasks, die Du je nach Häufigkeit als **To–Do**, **Daily** oder **Habit** einstufst und Punkte erhälst, wenn Du sie erledigst. Vertrödelst Du zu viele Aufgaben, stirbt dein Charakter, und Du steigst ein Level ab – schmerzhaft, vor allem, wenn Du dich mit Freunden zu einer **Group** zusammengetan hast, und ihr jetzt das Monster für eure **Quest** nicht mehr besiegen könnt.

Ab und an bekommt man **Eggs** oder **Potions** als zusätzliche Belohnung fürs Fleißigsein. Mit den Wölfen oder Löwen, die mithilfe der Schlüpftränke aus den Eiern schlüpfen, kann man dann seinen Avatar aufpeppen.

Es ist ein bisschen viel Drumherum, aber der Nützlichkeit der Kernfunktionen tut das keinen Abbruch. Habitica hilft, den Überblick über anstehende und verpasste Deadlines zu wahren und kickt den inneren Schweinehund vor die Tür. Wer schwer Eigenmotivation aufbringen kann und einen gewissen Spieltrieb hat, sollte sich dieses Open-Source-Projekt mal ansehen.

Freeletics bodyweight

Du hast kein Geld fürs Fitnessstudio und der Uni–Kraftraum ist permanent überbelegt? Dann ist freeletics vielleicht etwas für dich, eine App, mit der Du dir Workouts zusammenstellst und deine Leistung anschließend mit Freunden teilst. Die können dir dafür ein **clap–clap** geben.

Jedes Workout wird auf Zeit gemacht, Ziel ist es, die Übungen so schnell und sauber wie möglich zu absolvieren und das **Personal Best** zu toppen. **Follower** kannst Du natürlich auch sammeln, und da freeletics als erstes in Deutschland gestartet ist, gibt es hier auch eine große Nutzergemeinde. In Heidelberg treffen sich die Freeleten regelmäßig, um gemeinsam Workouts zu machen.

Die freeletics-App gibt es auch als Bezahlvariante: Da wird einem der Trainingsplan vom **Coach** auf den Leib geschneidert und man hat eine größere Auswahl an Workouts. Damit auch ja alle sehen, wem man seinen Astralkörper zu verdanken hat, gibt es freeletic-Wear: T-Shirts mit Logoaufdruck zu (fast) erschwinglichen Preisen.

Die Workouts sind zwar vom Anspuch unterschiedlich, das Einstiegsniveau ist aber dennoch recht hoch und zieht steil an. Wer total untrainiert ist, sollte darum aufpassen, dass er nicht frustriert wird, weil er Übungen nicht schafft.

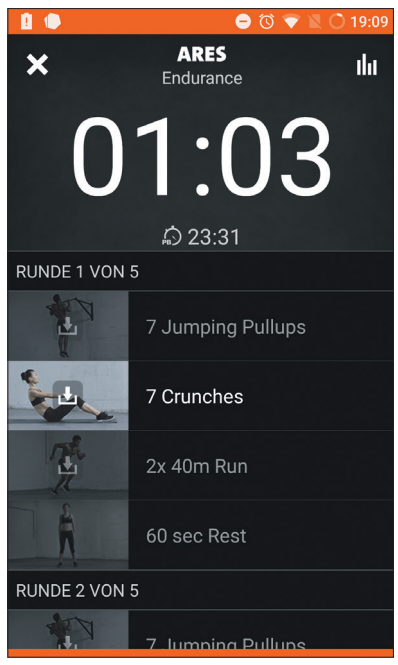


Foto: Screenshot Freeletics

Memrise

Wer gerade beim Sprachkurs im Zentralen Sprachlabor nicht mehr mitkommt, sollte diese App ausprobieren. Memrise bietet Karteikartensammlungen zu verschieden Themen und Levels zum Sprachenlernen. Neben Französisch und Spanisch sind darunter auch exotischere Sprachen wie Tartarisch oder Galizisch, für die man nicht sofort einen Tandempartner oder Lernmaterial findet.

Bei Memrise werden die Vokabeln als **Samen** eingeführt, während der Übungssessions entwachsen ihnen grüne Triebe. Hat man die Wörter dann drauf, werden daraus **Blumen**, das Gelernte sollte dann hoffentlich im Langzeitgedächtnis abgespeichert sein.

Die Abfragemodi verlangen unter anderem, dass man für eine – bei einigen Kursen auch vorgesprochene – Phrase die richtige der aufgelisteten Vokabeln findet oder tippt. Als Eselsbrücke sollen von Nutzern erstellte **Memes** dienen, die teils regelrecht künstlerische Ergüsse sind.

Damit man bei der Sache bleibt, wird man regelmäßig von der App ans Auffrischen erinnert. Vokabeln, bei denen man Schwierigkeiten hat, werden als Problemwort kategorisiert und kommen häufiger dran.



Foto: Screenshot Memrise

AndFTP

Der absolute Liebling in der *ruprecht*-Redaktion. AndFTP erlaubt es, eine FTP-Verbindung zwischen dem Android-Smartphone und einem anderen Rechner aufzubauen und Dateien zwischen den beiden Geräten zu verschieben.

Die Redakteure dieser Zeitung benutzen diese App um (während des Anstehens vor der Mensakasse) ihre Bilder von der SD-Karte auf den Redaktionsserver hochzuladen.

Die App bietet neben leichter Bedienbarkeit auch verschiedene Verschlüsselungsoptionen an. Für jeden unverzichtbar, der mit einer größeren Gruppe viele Dateien austauschen muss.

im Google Playstore verfügbar

Bezahlversion

im iTunes Store verfügbar

kostenlos

Fotos v. links oben im Uhrzeigersinn: CC BY 3.0 / Wikimedia Commons, Gerd Altmann / pixelio.de; Bernard Spragg. CC BY-SA 3.0 / Wikimedia Commons, Dave Gandy. CC BY-SA 3.0 / Wikimedia Commons, Blobbs244

(jat)



Fotos: hlp

Nur wenige Minuten von der Altstadt entfernt führen zahlreiche Wanderwege durch den Heidelberger Stadtwald. Auch stressgeplagte Studierende können zwischen den Bäumen Entspannung finden

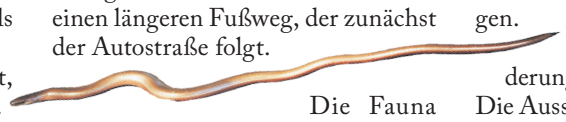
Ich bin umgeben von Grün. Klee, Moos und Farne umsäumen den matschigen Trampelpfad, der unter meinen Schuhen rutscht. Der süße Geruch von Harz liegt in der Luft. Ich kann es kaum glauben, dass ich vor 20 Minuten noch in der Vorlesung saß. Ich bin auf Wanderschaft im Stadtwald, der nur einen Katzensprung von der Altstadt entfernt ist.

Wandern ist eine Freizeitaktivität, die – zumindest bei kleineren Touren – ohne besondere Ausrüstung auskommt. Ein kleiner Rucksack mit Verpflegung und ausreichend zu Trinken, festes Schuhwerk und ein GPS-fähiges Handy, dessen Karten auch im Offlinemodus verfügbar sind, sind alles was man braucht.

Anders als der Eintritt ins Schwimmbad oder Fitnessstudio ist ein Waldspaziergang kostenlos. Gut für den Körper ist das Wandern auch. Studien japanischer Mediziner deuten darauf hin, dass der Aufenthalt im Wald das Immunsystem stärkt. Auch die Produktion von Stresshormonen senke sich. Grund dafür seien von Pflanzen hergestellte Terpene in der Luft. Gleichzeitig schüttet der Körper während des Gehens Glückshormone aus. Das sorgt für Entspannung. 2015 wurde der Heidelberger Stadtwald als „Erholungswald“ ausgezeichnet.

Auch ich bemerke diesen Effekt, als ich auf den Königstuhl wandere. Meine Gedanken sind auf das Hier und Jetzt gerichtet. Das müssen sie auch, denn die Unwetter der letzten Tage haben auf dem Pfad Steine freigespült. Ich muss mich auf jeden meiner Schritte konzentrieren, um nicht darüber zu stolpern.

Der Königstuhl ist mit knapp 570 Metern der höchste Berg Heidelbergs. Vom Schloss aus erreicht man ihn über die Himmelsleiter, eine Treppe mit circa 1200 Stufen. Für den unerfahrenen Wandernden eignet sich die Fahrt mit der Bergbahn zur Station Molkenkur. Die Nutzung der Bahn ist für Studierende mit Semesterticket kostenlos. Auch die Buslinie 39 fährt vom Bismarckplatz aus auf den Königstuhl. Ich entscheide mich für einen längeren Fußweg, der zunächst der Autostraße folgt.



Die Fauna zeigt sich mir in Gestalt von Bienen, Käfern und einer scheuen Blindschleiche, die sich sonnt. An einer Blockhütte mache ich für eine Weile Rast. Als ich weitergehe, führt mich der Weg tiefer in den Wald. Nur wenig Licht dringt durch die Wipfel der Nadelbäume. Ich fühle mich ein wenig wie Rotkäppchen, doch ein Wolf begegnet mir nicht. Stattdessen werde ich von einem Jogger überholt. Auf meinem Handy überprüfe ich meinen Standort. Es stellt sich heraus, dass ich eine wichtige Abzweigung verpasst habe. Da der richtige Weg parallel zu meinem liegt, entscheide mich dafür, den Pfad zu verlassen.

Als ich wieder auf Kurs bin, kommt mir ein Mountainbike-Fahrer entgegen.

Nach zweistündiger Wanderung habe ich mein Ziel erreicht. Die Aussicht ist beeindruckend, doch nicht das Einzige, was der Gipfel zu bieten hat. In fußläufiger Entfernung befinden sich eine Falknerei und ein Spieleparadies für Kinder, sowie astronomische Einrichtungen. Bei dem Kiosk an der Bergbahn, die hier ihre letzte Station hat, gönne ich mir ein Eis.

Auch der Heiligenberg auf der anderen Neckarseite eignet sich für eine Wanderung. Die erste Etappe führt den Philosophenweg hinauf. Auf seiner höchsten Stufe bietet er einen guten Blick auf das Schloss. Hier kann man Eidechsen beobachten, die sich an der steinigen Wegbefestigung sehr wohl fühlen.

Am Aussichtspunkt verlässt man den Philosophenweg. Weiter geht es auf breiten Pfaden durch die Bäume. Die Route dürfte den hunderten von Menschen bekannt sein, die jährlich an der traditionellen Wanderung zur Thingstätte in der Nacht zum ersten Mai teilnehmen. Das von den Nazis erbaute Amphitheater ist auch bei Tageslicht einen Besuch wert. An Sonn- und Feiertagen fährt von 10 bis 17 Uhr stündlich ein Bus hinunter.

Zuhause angekommen lege ich meine Andenken ab: Kleeblätter, Tannenzapfen und ein Wanderstock. Der nächste Berg kann kommen. **(hlp)**

Reise zur Heilung

Erkrankte Menschen aus dem Ausland gehen in Heidelberg in Therapie. Kann von Tourismus die Rede sein?

Von Lena Reinhardt

Auf den ersten Blick merkt man der vierjährigen Anastasiia Neverovskaya aus Minsk ihre schwere Erkrankung kaum an: Für einen kleinen Moment ist sie etwas schüchtern, dann aber umso lebhafter. Ihre Cousine Anastasiia Shpakova, 23, aus Sankt Petersburg kann sie kaum bändigen, als es darum geht, ein Foto von den beiden zu machen. Sie begleitet sie, um mit ihrem guten Englisch die Sprachbarriere in Deutschland zu verringern. Die Cousinen kamen im April nach Heidelberg, um eine wirkungsvolle Therapie gegen die Krankheit der kleinen Anastasiia zu finden. Sie leidet an Krebs.

Die Reise der Cousinen nach Deutschland fällt in die umgangssprachliche Kategorie des „Medizintourismus". Darunter werden sämtliche medizinischen Behandlungen gefasst, für die die erkrankten Personen Staatsgrenzen übertreten. Die Motive für eine Therapie im Ausland sind vielfältig: Entscheidend kann dem Wissensportal Medscape zufolge sein, dass die Behandlungsmöglichkeiten in den Herkunftsländern nicht vorhanden, ungenügend oder zu kostenaufwändig sind. Genauso kann eine Rolle spielen, dass die Wartezeiten auf Operationen im Ausland kürzer ausfallen.

> „Der Ausdruck Medizintourismus ist unpassend"

Im Fall der kranken Anastasiia war die vorausgehende Behandlung in Russland erfolglos geblieben, eine Bestrahlungstherapie gar nicht möglich gewesen. Daraufhin folgten die Cousinen dem sehr guten Ruf des hiesigen Universitätsklinikums. Dort wurde ein in Russland übersehener Gehirntumor entdeckt. Nachdem er entfernt wurde, besserte sich der Gesundheitszustand des Mädchens. „Man kann die medizinische Behandlung in Russland gar nicht mit der deutschen vergleichen", findet Anastasiia Shpakova.

Das Universitätsklinikum Heidelberg behandelt laut Pressestelle durchschnittlich 3000 ausländische Erkrankte im Jahr. Hauptsächlich stammen diese aus den arabischen Golfstaaten, aber auch aus europäischen Nachbarländern wie Bulgarien und Luxemburg sowie aus Russland und anderen GUS-Ländern.

Dienstleistungsunternehmen wie Europe Health, das auch über eine Filiale in Heidelberg verfügt, haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Aufenthalte solcher Patientinnen und Patienten zu betreuen. Europe Health wirbt der Homepage zufolge mit Leistungen wie der Auswahl einer passenden Klinik, der Organisation einer Unterkunft und des Flughafentransfers, der Koordination von Untersuchungsterminen und der Bereitstellung von Dolmetschenden. Zudem bietet es aber auch die Zusammenstellung eines touristischen Rahmenprogramms an, das Museumsbesuche, Sightseeing und Shopping umfassen kann.

Die Cousinen Anastasiia und Anastasiia wohnen für die Zeit ihres Aufenthaltes in der Bahnhofsstraße. Cosy Flats nennt sich das Vermietungsunternehmen von Karl-Peter Bender, das dort seinen Sitz hat. Aufgrund der gestiegenen Nachfrage vor allem aus dem arabischen Raum hat man sich hier auf ausländische Kundinnen und Kunden, die eine medizinische Behandlung in Heidelberg in Anspruch nehmen wollen, eingestellt: „Wir haben uns um Mitarbeitende mit arabischen Sprachkenntnissen gekümmert, um besser mit kulturellen Unterschieden umgehen zu können und Abläufe reibungsloser zu gestalten", erklärt Bender. Die Räumlichkeiten werden meist mehrere Monate, häufig aber auch ein bis zwei Jahre lang bewohnt. Mittlerweile machen ausländische Mietende 80 bis 90 Prozent der Kundinnen und Kunden aus. Dennoch kooperiert das Unternehmen nicht mit Firmen wie Europe Health, sondern vermietet grundsätzlich an alle Arten von Interessenten möblierte Wohnungen.

Kritisch sieht Bender den Ausdruck „Medizintourismus": „Es handelt sich dabei um ein sehr beliebtes Wort, das ich aber in vielerlei Hinsicht für unpassend halte." Problematisch findet er, dass die Bezeichnung falsche Vorstellungen hervorrufe. „Touristinnen und Touristen wählen Reiseziele aufgrund ihres Erholungswertes oder der Sehenswürdigkeiten aus. Die ‚Medizintouristinnen und -touristen' genannten Menschen kommen hingegen aus Krankheitsgründen mit schwerwiegenden Indikationen und erhoffen sich hier Hilfe und Heilung. Touristische Interessen sind für sie sicher sehr nebensächlich."

Die Cousinen aus Russland und Weißrussland als „Medizintouristinnen" zu bezeichnen, wäre zumindest ein deplatzierter Euphemismus.

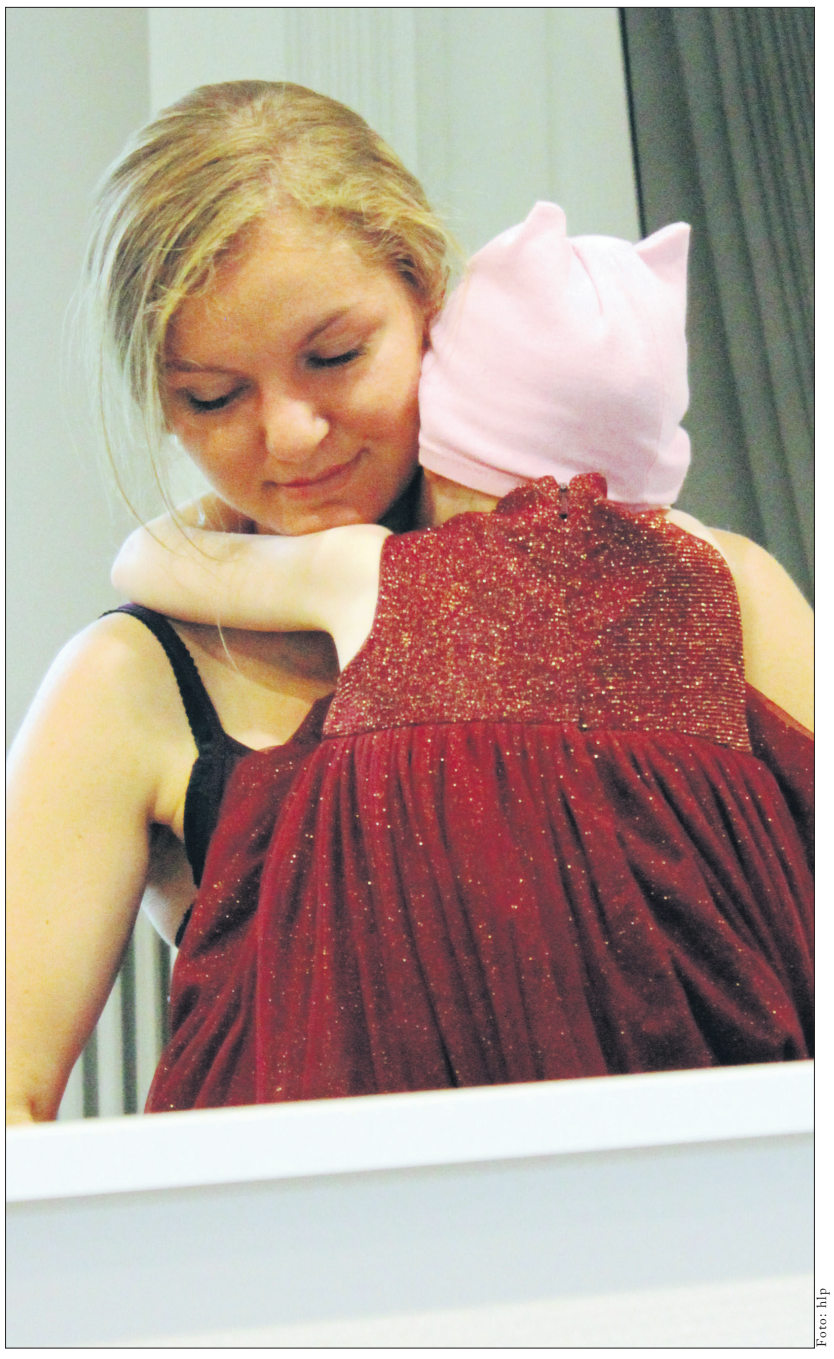


Foto: hlp

Die Cousinen Anastasiia und Anastasiia hoffen auf eine erfolgreiche Behandlung

Denn ein touristisches Programm verfolgen die beiden keineswegs. Ihr Interesse gilt vielmehr der hoffentlich baldigen Genesung der kleinen Anastasiia. Die freie Zeit nutzen sie eher in der Natur und an der frischen Luft als zum Abklappern der Heidelberger Sehenswürdigkeiten und Museen.

Trotz des traurigen Reisemotivs kann Anastasiia Shpakova ihrem Aufenthalt einiges Positives abgewinnen: Die Menschen in Deutschland seien freundlich und hilfsbereit, die Abläufe unkompliziert. Einzig ihre Erwartungen bezüglich der absoluten Pünktlichkeit der Einheimischen hätten sich nicht erfüllt, erzählt sie schmunzelnd.

Alte Pfade in neuem Stadtplan

Die ehemalige Maulbeerallee vom Schwetzinger Schloss zum Königstuhl soll in das moderne Stadtbild zurückkehren. Doch die genauen Details scheinen der Verwaltung unklar

Grau, hässlich, anonym – so lautet das vorherrschende Urteil zur Heidelberger Bahnstadt. Besonders im östlichen Teil zeigt Heidelbergs hässliches Entlein seine heruntergekommene Seite. Eingerahmt vom Lärm der Speyerer Straße einerseits und der gepaarten Romantik von Media Markt und Automechaniker andererseits, bleibt das allgegenwärtige Unkraut die einzige Abwechslung inmitten grauer Tristesse.

Doch es bahnen sich Veränderungen an: Die Firma Autz + Herrmann plant in den nächsten Jahren Ausweitung und Umbau ihrer dort gelegenen Fertigungsstätten. Für die Heidelberger Stadtplaner eine willkommene Gelegenheit, denn die betreffenden Grundstücke liegen genau auf der ehemaligen Maulbeerallee.

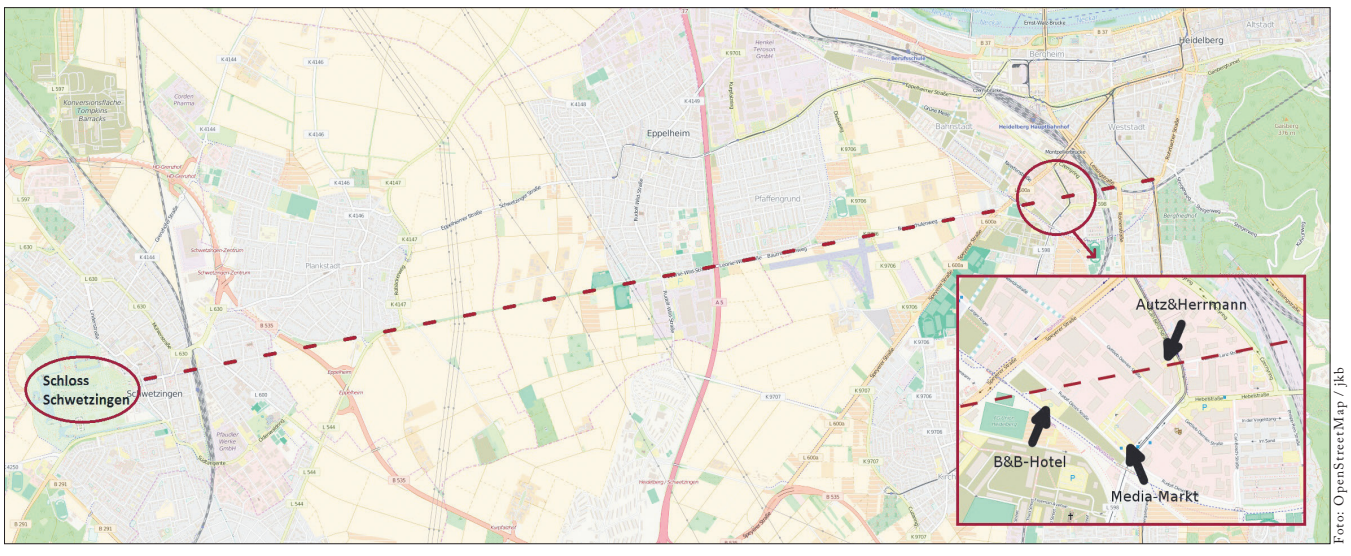


Foto: OpenStreetMap / jkb

So verlief die Maulbeerallee im 18. Jahrhundert

Sie soll beim Bau der betreffenden Gebäude als Sichtachse freigehalten werden. Damit passt sich diese Veränderung in eine von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkte Strategie ein, die schon seit einigen Jahren durch die weiten Fluren der Heidelberger Stadtplanung geistert: Die langfristige Wiedereinbindung der ehemaligen Maulbeerallee ins moderne Stadtbild.

Einen Vorgeschmack darauf liefert der nun schon einige Jahre zurückliegende Bau des B&B-Hotels in unmittelbarer Nähe des aktuell diskutierten Grundstücks. Während so mancher ihren merkwürdig schiefen Grundriss als mehr oder weniger ästhetische Merkwürdigkeit moderner Architektur interpretieren wird, ist er tatsächlich eine Anpassung an den flankierenden Verlauf der alten Allee. Die örtliche Häufung im östlichen Bahnhofsviertel ist hierbei kein Zufall, stellt es doch den am stärksten überbauten Abschnitt der ehemaligen Allee dar.

Wie weit die Einbindung der Maulbeerallee ins moderne Stadtbild genau gehen soll, scheint den Heidelberger Behörden allerdings selbst nicht in Gänze klar zu sein. Laut der auf Ende April dieses Jahres datierten Beschlussvorlage zur Causa Autz + Herrmann „sei es ein erklärtes Ziel der Stadtplanung, die Allee durch eine neue Baumpflanzung in gleicher Lage als Landschafts- und Stadtbild prägendes Element neu interpretiert und sichtbar" zu machen.

Doch ganz so sicher scheint dieser Stand der Dinge selbst intern nicht zu sein. So kommentiert die Pressestelle obige „erklärten Ziele der Heidelberger Stadtplanung" wie folgt: „Die Stadt Heidelberg greift die Maulbeerallee bei Neubauprojekten als stadtgestalterisches Element auf: Das bedeutet, dass bei städtischen oder privaten Bauvorhaben die Maulbeerallee als Sichtachse freigehalten wird. Eine aktive Wiederherstellung der Allee als Wegeachse, mit oder ohne Maulbeerbäume, ist nicht geplant." **(jkb)**

Die spinnen, die Pfälzer

Entstanden ist die Maulbeerallee mit der Wiedererrichtung des Schwetzinger Schlosses nach dem Ende des pfälzischen Erbfolgekrieges. Die Sichtachse des Schlosses verband programmatisch den großen Kalmit als hohen Gipfel des Pfälzer Waldes im Westen mit dem Königsstuhl im Osten. Als Allee fortgeführt wurde die Achse allerdings in Richtung Heidelberg. In einer wirtschaftlichen Krise verfiel Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Mitte des 18. Jahrhunderts auf einen rettenden Einfall: Seide. Ein Nebeneffekt dieser Entscheidung war die Anpflanzung zehntausender für die Seidenproduktion benötigter Maulbeerbäume, unter anderem zu beiden Seiten der Maulbeerallee. Karl Theodor gelang mit der Seidenzucht ein enormer wirtschaftlicher Erfolg. Doch unter seinen Untertanen war die zwangsweise Erhaltung der Maulbeerbäume alles andere als beliebt. Und so nutzten sie das Überschwappen der französischen Revolution ebenso postwendend wie gründlich – traktiert mit Axt und Säge waren die Maulbeerpflanzungen in kürzester Zeit Geschichte.

Die nördlichste Stadt Italiens

Fernweh kommt hier nicht auf: Das italienische Leben in Heidelberg floriert. Eine Erkundungsreise



Foto: avo

„Hier ist italienischer Boden": Pasquale Longobardi, der Besitzer des „La Bruschetta" in der Plöck

Vor einiger Zeit besuchte ich einen Abend zu Ehren des italienischen Sängers Fabrizio de André. Hierzulande ein eher unbekannter Name, in Italien eine Art Legende, dessen Lieder jeder Fünfjährige mitsingen kann. Der Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, Deutsch hörte man kaum. Als eine Mitarbeiterin des Kulturvereins „Volare" fragte, ob es hier denn irgendjemanden gebe, der kein Italienisch verstehe, rief es aus dem Publikum: „Derjenige wird sich nicht melden, wenn du Italienisch sprichst!"

Ich fragte mich: Wer sind all diese Zuschauer? Auf, auf, das italienische Leben ein wenig zu erkunden. Es stellt sich heraus: es gibt viele Italiener in Heidelberg, sehr viele. So viele, dass „es sich gar nicht richtig anfühlt wie Ausland. Wenn ich Italienisch sprechen möchte, dann finde ich jemanden, mit dem ich das tun kann", erzählt Elisa Manca, Dozentin am Romanischen Seminar und Mitarbeiterin des Italienzentrums. Das Italienzentrum Heidelberg unter dem Vorsitz Edgar Radtkes, Professor für Sprachwissenschaft, organisiert regelmäßig Veranstaltungen mit Italienbezug. Ungefähr alle zwei Wochen lädt Luisa Orsaria, die Hauptorganisatorin, italienische Gäste ein, Professoren und Schriftsteller etwa, die von ihrer Arbeit berichten oder Lesungen abhalten. „Wir überlegen natürlich immer: Was könnte Studenten interessieren?", erklärt Manca. So gibt die Schriftstellerin Bianca Barattelli Tipps zum besseren Schreiben, doch auch weniger Akademisches steht auf dem Programm. Ein Workshop in italienischer Gestik mit dem Regisseur Luca Villo zum Beispiel. Trotzdem seien es nicht nur Studenten, die zu den Veranstaltungen kommen, sagt Manca, sondern viele, die generell an italienischer Kultur interessiert seien. Häufig geht es darum, die italienische Kultur auch den Deutschen nahe zu bringen.

Dieses Ziel hat auch „Volare", wie Chiara Rottaro, eine der Mitbegründerinnen, mir bei einem „caffé" erzählt: „Wir haben den Verein 2011 gegründet, in der Zeit zwischen Berlusconi und Monti, weil wir wollten, dass die Leute hier in Deutschland auch einmal etwas Positives aus Italien hören, sehen, dass es Menschen gibt, die sich engagieren." Sie hätten sich geschämt für die italienische Politik und Lust gehabt, dem etwas entgegenzusetzen. Seit 2012 gibt es einmal jährlich das italienische Kulturfestival mit Lesungen, Theaterstücken, Konzerten und, nicht zu vergessen, einem italienischen Markt auf dem Friedrich-Ebert-Platz.

Weiter in die Plöck. Denn was wäre eine Heidelberger italienische Reise, ohne über Essen zu sprechen? Pasquale Longobardi hat vor sechs Monaten das „La Bruschetta" übernommen, einen kleinen italienischen Lebensmittelladen mit Mittagstisch. Seit 1994 ist er in Heidelberg, der Arbeit wegen. Mit Alfredo Iommazzo, dem Vorbesitzer des „La Bruschetta", ist er fast ebenso lang befreundet. „Ich glaube, wir haben uns im Cave kennengelernt. Damals trafen sich immer alle Italiener im Cave." Als Alfredo der Laden zu viel wurde, fragte er Pasquale, ob er ihn übernehmen wolle. „Hier ist italienischer Boden", habe er ihm gesagt. Damit das so bleibt, kocht nun Pasquale. Was er vom italienischen Leben in Heidelberg hält? „Früher war mehr los. Mehr ‚communità', Gemeinschaft." Nun mache jeder so sein Ding. Rottaro hingegen sagt, sie habe das Gefühl, heute kämen mehr Italiener als früher. „Natürlich habe ich keine Studien, aber das ist mein Eindruck." Was treibt sie ausgerechnet nach Heidelberg? „Die Arbeit wahrscheinlich. Man kennt schon jemanden hier und zieht dann hinterher", meint Longobardi. Doch auch die Uni spielt eine Rolle. „Viele machen Erasmus, verlieben sich in die Stadt und kommen zurück – wie ich", berichtet Manca. Die Krise! Natürlich. Oder die Liebe. „Ich kenne viele, die es deswegen hierherzieht", erzählt Rottaro.

Die meisten Italiener sind bestens integriert. Wer neben mir bei „La Bruschetta" an der Bar „un espresso!" bestellt, ist oft Deutscher. Dennoch, meint Rottaro, falle jungen Leuten, die wie sie mit 20 Jahren gekommen seien, die Integration leichter. „Wenn man älter ist, dann ist es schwerer, sich von bestimmten Dingen zu lösen." Das fange schon bei banalen Beispielen an: „Dieser deutsche Spruch: ‚Es gibt keine schlechte Kleidung, nur schlechtes Wetter.' Und dann packen sie die Gummihose aus." Als Italienerin denke sie da: „So ein Unsinn, natürlich gibt es schlechtes Wetter!" Doch abgesehen davon mache Heidelberg es einem leicht: „Man sagt ja über München, es sei die nördlichste Stadt Italiens. Ich glaube das könnte man von Heidelberg genauso gut behaupten." **(avo)**

Heidelberger Historie

Gekonnte Zerstörung

Heidelberg, eine Arbeiterstadt? Heute undenkbar, doch liest sich der Reisebericht Victor Hugos genau so. Gebeutelt von Großbränden und militärischen Zerstörungen, findet der französische Schriftsteller 1840 eine „kümmerliche Stadt" vor. „Gestern fürstliche Residenz, heute Universität und Manufaktur, Schule und Werkstatt, eine Stadt der jungen Studenten und Arbeiter, das heißt Ameisenhaufen von Kindern, welche die Finsternis studieren, und von Männern, die das Nichts bearbeiten", schreibt Hugo in einem Brief an einen Freund. Auf seiner Rheinreise verbrachte Hugo neun Tage in Heidelberg und widmete der Stadt den längsten Teil seines Reiseberichts. In Frankreich gilt der Autor von „Les Miserables" bis heute als der bedeutendste französischsprachige Schriftsteller überhaupt.

Trotz oder gerade dank des makelhaften Seins findet der Reisende schnell Gefallen an der Stadt. „Als sei diese Ruine von einer göttlichen Ordnung durchdrungen", schwärmt er. Und überrascht zugleich mit leiser Ironie: „Aber so groß die Verwüstung auch gewesen sein mag – man bedauert, würde ich sagen, dass die ganze Hauptseite eine gewisse Monotonie aufweist. Wenn man etwas zur Ruine macht, muss man es gut machen." Der Humor macht die Lektüre kurzweilig und unterhaltsam. Aber auch ein Hauch von Magie fließt durch den Bericht. Im Licht des Mondes erkundet Hugo Heidelberg und seine idyllische Umgebung. Die Ruinen neckaraufwärts und das Heidenloch auf dem Heiligenberg ziehen ihn in einen mystischen Bann. In dieser stillen Kontemplation der Natur bleibt Hugo ganz der Romantik treu.

Der Brief liest sich jedoch nicht nur wie eine Ode an die Stadt, sondern auch wie eine Geschichtslektion. Von den Römern bis zum pfälzischen Erbfolgekrieg beschreibt Hugo viele Details aus der Stadtgeschichte. Selbstkritisch und eindeutig fällt schließlich sein Fazit aus: „Lesen Sie nicht den Wälzer, kommen Sie lieber hierher, um sich Heidelberg anzusehen." **(mov)**

Victor Hugo, *Heidelberg – Man müsste hier leben*, Morio Verlag, 2016, 120 S., 14,95 Euro

Ausgeschenkt

Kaffee und mehr, wo Kaffee genügt

Schön, dass es ein neues Café in der Plöck gibt. Schade, dass das „Stokley's" zu viel will

Linkerhand der Zuckerladen, rechts „The Flame"; gegenüber das Parkhaus, in dem einmal Hegel wohnte: Die Nachbarschaft könnte besser kaum sein, mitten in der Plöck, wo man ja immer nur dasitzen und bei einem Heißgetränk das Durcheinander auf der heimlichen Hauptstraße Heidelbergs beobachten möchte. Ein gemütliches Café fehlte hier schon, als es die Filiale der Deutschen Post noch gab; nach deren Schließung im letzten Jahr war die gastronomische Nutzung dieses Ortes im Grunde alternativlos.

Die Idee war also gut und die Welt auch bereit, als im April das Café „Stokley's" eröffnete. Die Einrichtung: „cabin style", eine Referenz auf nordamerikanische Waldhütten, rustikal und naturnah. Wurzelholztische und Naturfotos sollen Waldeinsamkeitsatmosphäre erzeugen: Das Café als Rückzugsort. Leider funktioniert das nicht, zu schief erscheint die Vorstellung, dass hinten in der Ecke ein bärtiger Thoreau sitzt, seinen 20-oz-Flavored-Latte schlürft und dabei im Gratis-WLAN surft.

Über den Kaffee lässt sich sagen, dass es zumindest reichlich davon gibt. Von den drei verfügbaren Größen wirkt schon die kleinste (300 ml bzw. 12 oz) zwar nicht gerade bescheiden, aber das nimmt man mit stillem Verweis auf das US-amerikanische Selbstverständnis der Betreiber gerade noch hin. Den Kaffeeimperialismus geißeln möchte man aber spätestens angesichts der käuflich zu erwerbenden „Stokley's"-Tassen, wiederverwendbaren Kaffeebecher und „Homemade Ice Cream – Best in town!"-Nostalgie-Blechschildern. Die Folge dieser, ja, Vertriebsstrategie: Die von der Interieurgestaltung intendierte Behaglichkeit mag nicht wirklich aufkommen. Dem Café-Gast könnten die Fenster, als wahre Schau-Fenster, übergroße Bildschirme auf das Plöcktreiben sein – stattdessen sind sie Auslagefenster für Coffeeshop-Kunden. „Coffee & more", wo Kaffee alleine vielleicht auch genügt hätte.



Foto: mov

Vormals Postfiliale, nun ein Café: Das „Stokley's" in der Plöck

Preisliste

Cappuccino S	2,90 €
Cappuccino M	3,50 €
Cappuccino L	4,00 €
Espresso	1,80 €
Flat White	3,00 €
Iced Latte S	2,90 €

Altstadt
Plöck 91

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag
7.30–18 Uhr
Samstag 9–18 Uhr
Sonntag geschlossen

Zugutehalten wenigstens muss man den Betreiberinnen ihre Authentizität. Die beiden Schwestern – Deutsch-Amerikanerinnen, die Familie stammt aus Seattle im US-Bundesstaat Washington (dem Evergreen-State, daher die Wald- und Hüttensache) – haben sich mit der Eröffnung des Cafés einen kleinen Traum erfüllt; zu den Reminiszenzen an ihre Herkunft gehört nicht zuletzt die Verewigung des verstorbenen Vaters im Café-Logo. Doch auch wenn sie mit Engagement bei der Sache sind: An die etablierten Cafés wie das „Moro" in der Hauptstraße oder die hipperen Neueröffnungen der letzten Jahre wie das „Pannonica" in der Ingrimstraße reicht das „Stokley's" nicht heran. **(kgr)**

ANZEIGE

Angebote des Hochschulteams

Das Hochschulteam der Agentur für Arbeit beantwortet Ihnen Fragen zum Berufseinstieg nach dem Studium und ist kompetenter Ansprechpartner zu allen Fragen rund um den Arbeitsmarkt.

28.06 Perspektiven und Alternativen zum Lehramt
Pädagogische Hochschule Heidelberg, Keplerstr. 87
R130, 18:00 Uhr
29.06 Studium und kein Abschluss - Berufschancen ohne Examen
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58, 16:00 Uhr
13.07 Bewerbungsunterlagen-Check
Agentur für Arbeit Heidelberg, Termine n.V.
Es ist eine Anmeldung per E-Mail erforderlich.

Offene Sprechstunde
Dienstag 11:00 - 15:00 Uhr
Zentrale Studienberatung Universität Heidelberg
Seminarstraße 2, 1.OG **und**
1. Freitag/Monat 10:00 - 12:30 Uhr,
Servicestelle Zentralmensa, INF 304

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Der Science-Fiction-Faktor

Heidelberger Forscher entschlüsseln Gene zur Regeneration des Fischauges. Eine Hoffnung für unsere Augen?

Einen abgetrennten Arm wieder nachwachsen lassen, das ist der Traum des Spiderman-Bösewichts Dr. Curt Connors. Gelingen soll das mit Hilfe der Gene einer Eidechse, die ihre Gliedmaßen nachwachsen lassen kann. Der Selbstversuch geht natürlich schief und der Wissenschaftler terrorisiert als riesige Echse New York. Doch was wie Science-Ficiton-klingt, ist gar nicht so weit entfernt von der Wirklichkeit. Denn ein Team des Centre for Organismal Studies (COS) der Universität Heidelberg hat nun herausgefunden, wie Fische es schaffen, Verletzungen der Netzhaut zu regenerieren.

Im Gegensatz zu Menschen haben Fische die Fähigkeit, die Nervenzellen der Netzhaut zu regenerieren. Der Grund für diese Fähigkeit liegt in den Genen der Fische. Die Heidelberger Forscher haben nun versucht zu entschlüsseln, welche genetischen Faktoren dabei eine Rolle spielen. „Die Gene sind sehr, sehr ähnlich. Was anders ist, ist die Art und Weise, wie die Gene angesprochen werden", erklärt Joachim Wittbrodt, Leiter der Studie, „so wie verschiedene Sprachen auch alle mit den gleichen Buchstaben arbeiten, ist es auch hier mit den Genen."

Um den Prozess zu verstehen, haben die Wissenschaftler untersucht, was bei der Verletzung im Auge eines Madeka-Fisches passiert. Katharina Lust, Erstautorin der Studie, erklärt das so: „Wir haben geschaut, welche Faktoren nach so einer Verletzung angeschaltet werden. Dann haben wir versucht, diese Faktoren zu nehmen und eine Regeneration ohne eine Verletzung anzuschalten." Das überraschende Ergebnis: Nur ein Faktor von etwa 23 000, die der Fisch hat, ist für den Regenerationsprozess verantwortlich.

„Wir wollen immer zuerst verstehen"

Die nächste Frage sei, so Lust, ob diese Funktionen auch bei einer Maus oder anderen Organismen außer Fischen funktioniere – zumal sowohl Mäuse als auch Menschen dieselben Zellen haben, „bloß nach einer Verletzung funktionieren die einfach nicht so." Doch dies sei kein Teil der Grundlagenforschung, meint Wittbrodt. Die Frage nach dem weiteren Nutzen stelle sich in Kollaboration mit Leuten, die auch tatsächlich daran arbeiten, also in der medizinischen Forschung.

„Wir wollen immer zuerst verstehen, und wollen mit unserem Verständis natürlich auch Türen aufstoßen, das zu übertragen. Wir machen aber nicht direkt Anwendungsforschung, die darauf abzielt, Therapeutika zu entwickeln, auch wenn dieses Ding tatsächlich Potential hat." Doch vor einem Missbrauch á la Curt Connors braucht man in naher Zukunft laut Wittbrodt keine Angst zu haben: es sei „schließlich kein universeller Regenerationsfaktor." **(leh, vem)**



Foto: wikimedia Common/ The Last 99, (CC BY-SA 3.0)

Der Madeka-Fisch kann dank seiner Gene verletzte Netzhautzellen ersetzen

Hacking in Heidelberg

Beim Hackathon treffen medizinische Fragen auf Lösungen aus der Informatik



Foto: Hackathon „Life Science meets IT"

Präsentation des Gewinnerprojekts „iSurgeon"

Ein Hack, das klingt irgendwie nicht ganz legal. Am besten stattet man sich hierfür mit einer Guy-Fawkes-Maske aus, setzt sich alleine in einen dunklen Kellerraum und hackt von dortaus wahlweise zum Spaß, aus finanziellem Interesse oder aus moralischer Überzeugung Websites und E-Mail-Accounts. Soweit die öffentliche Wahrnehmung von Hackern und ihren Hacks. Vor allem seit Anonymous und andere Aktivisten für weltweites Aufsehen gesorgt haben, wird das Hacken zunehmend mit Cyberkriminalität gleichgesetzt. Dabei bezeichnet man mit einem Hack gemäß dem ursprünglichen Wortsinn einfach ein Projekt, das eine kreative Problemlösung verwirklicht, zum Beispiel den Umbau einer Festplatte zu einem Magnetrührer.

Die Gewinner durften sich über ein Startgeld von 10 000 Euro freuen

Nützliche Hacks umzusetzen, die Medizin mit Elektrotechnik und Informatik verbinden, war Ziel des „Life Science meets IT" Hackathon. Bei einem Hackathon entwickeln Teilnehmer, meist in Fünfergruppen, innerhalb eines Wochenendes zunächst eine möglichst innovative Produktidee und schließlich einen Prototypen. Abschließend präsentiert jede Gruppe kurz ihr Projekt vor den versammelten Teilnehmern und der Jury, die dann die Sieger kürt.

So arbeiteten auch beim „Life Science meets IT" Hackathon vom 20. bis zum 22. Mai knapp 80 Teilnehmer gemeinsam mit einer handvoll Mentoren aus verschiedenen Fachrichtungen unter Hochdruck an ihren Projekten. Für die Sieger standen 10 000 Euro Startkapital in Aussicht. Aus etwa zehn Projekten kristallisierten sich am Ende des Wettbewerbs drei Preisträger heraus. „Med. INION", ein Spiel, welches Kinder für die regelmäßige Einnahme von Medikamenten durch das Wachsen ihres Minions (kleine gelbe Helfer aus dem Film „Ich – Einfach unverbesserlich") belohnt, gewann in der Kategorie patientenorientierte Lösung. Die beste technische Lösung ging an „Habilitas", ein Projekt, das Menschen mit Sehbehinderung bei der Erkennung von Objekten im Alltag unterstützen soll. Beim Kochen zum Beispiel soll eine Datenbrille dem Benutzer die Unterscheidung von Zutaten ermöglichen. Mit gleich zwei Preisen war „iSurgeon" der große Gewinner des Hackathons. Die minimalinvasiven Methoden der modernen Chirurgie sind schwierig zu unterrichten, da jeder Handgriff sehr präzise sitzen muss, aber für den Lernenden nur schlecht erkennbar ist. Hier soll „iSurgeon" Abhilfe schaffen, vor einem Xbox-Kinect-Sensor kann der Lehrer den nächsten Schritt der Operation demonstrieren. Sein Vorgehen wird dann auf ein Kamerabild des Patienten projiziert und dadurch leicht nachvollziehbar. Bewundernswert war bei diesem Projekt besonders die gelungene fachübergreifende Zusammenarbeit von Medizinern und Informatikern. Ausgezeichnet wurde „iSurgeon" für die beste Geschäftsidee und mit dem Publikumspreis.

Auch nächstes Jahr soll der „Life Science meets IT" Hackathon erneut in den Marsiliusarkaden ausgetragen werden. Dann heißt es wieder drei Tage lang: Hacken für einen guten Zweck. **(alw)**

Alter im Fokus der Forschung

Die zweite Heidelberger Hundertjährigen-Studie zeigt, wie die älteste Generation fühlt und lebt – und wie sie eingeschränkt ist

Wie sieht das Leben von Menschen aus, die bereits seit einem Jahrhundert leben? An welchen Erkrankungen leiden sie und wie verändert sich ihre Lebenssituation?

In Deutschland erreichen immer mehr Menschen ein hohes Alter. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen des Heidelberger Instituts für Gerontologie werteten zusammen mit Studienleiterin Daniela Jopp die Daten der im Jahr 2013 veröffentlichten zweiten Heidelberger Hundertjährigen-Studie unter dem Gesichtspunkt von gesundheitlichen Problemen Hundertjähriger aus.

Befragt wurden 112 Menschen aus der Rhein-Neckar-Region, die in den Jahren 2011 und 2012 genau 100 Jahre alt waren. Konnten diese aus gesundheitlichen Gründen nicht an der Befragung teilnehmen, taten es stattdessen ihre Angehörigen für sie. Die befragten Familienmitglieder sind hauptsächlich Kinder der Hundertjährigen, die ihre Eltern pflegen oder die Pflege organisieren, obwohl sie auch schon selbst in einem fortgeschrittenen Alter sind. Die Ergebnisse der Studie helfen, die gesundheitliche Situation der älteren Generation besser zu verstehen. In einigen Bereichen ließ sich eine Verbesserung im Vergleich zur ersten Heidelberger Hundertjährigen Studie vom Jahr 2001 feststellen. Zum Beispiel ist die Zahl der Hundertjährigen, die keine oder geringe geistige Schäden aufweisen, von 41 Prozent auf 52 Prozent gestiegen und mehr Menschen in hohem Alter sind in der Lage, einfache Lebensaufgaben wie Telefonieren, Kochen oder Essen selbstständig zu übernehmen.

Trotzdem wurde durch die Studie erkannt, dass hochaltrige Menschen im Durchschnitt fünf akute oder chronische Erkrankungen aufweisen, fast immer im Hör- und Sehvermögen eingeschränkt sind und mehr als 70 Prozent von ihnen unter Mobilitätsproblemen leiden.

Ebenfalls mehr als 70 Prozent der Befragten berichteten von einem Hörsturz seit ihrem 95. Lebensjahr. Weitere gesundheitliche Beschwerden sind Erkrankungen des Bewegungsapparats und Arthritis. Zwei Drittel der befragten Hundertjährigen leidet unter Herz-Kreislauferkrankungen, 36 Prozent gaben an, dass ihre Schmerzen über dem noch Erträglichen liegen. Es stellt sich daher die Frage, was gegen diese teilweise sehr besorgniserregenden Ergebnisse getan werden kann. Da auch eine zukünftige Pflege durch die Kinder nicht realistisch ist, ist es nach der Studienleiterin Daniela Jopp wichtig, alternative Pflegestrukturen zu entwickeln. Zudem müsse die Gesellschaft einen Weg finden, die Mobilität der älteren Bevölkerung zu fördern und somit ihre Selbständigkeit zu steigern. Um die Einschränkungen im Hör- und Sehvermögen zu verbessern, könne es helfen, Hörgeräte und Brillen häufig anzupassen.

„Auch im hohen Alter verändern sich die Fähigkeiten, und eine regelmäßige Anpassung kann helfen, den hochbetagten Menschen einen besseren Zugang zum Alltagsleben und zur Teilhabe zu ermöglichen", sagt Jopp. „Dies ist vor allem wichtig, weil diese Einschränkungen häufig gravierende Folgen für die Lebensqualität haben – beispielsweise auch Depressionen." Die Studie wurde von der Dietmar-Hopp-Stiftung und der Robert-Bosch-Stiftung gefördert. **(eli)**



Foto: wikimedia Commons, Candida Performa, (CC BY 2.0)

Viele ältere Menschen leiden unter Erkrankungen

ANZEIGE

Arbeite wann, wo und mit wem DU willst!

Wir verstehen uns seit 17 Jahren als Partner der gehobenen Gastronomie und geben jungen Menschen die Möglichkeit flexibel neben dem Studium Geld zu verdienen.

Wir bieten:
- professionelle Trainings
- flexible Arbeitszeiten
- ein junges, engagiertes Team

Wir erwarten:
- einwandfreie Deutschkenntnisse
- gepflegtes Auftreten
- Spaß im Umgang mit Menschen

Email: Heidelberg@miseenplace.eu
Telefon: 06221 6725133
Web: www.miseenplace.de

mise en place

Sprechen über den Tod

... mit Clara-Sophie Schwarz, Rechtsmedizinerin am Institut für Rechts- und Verkehrsmedizin Heidelberg

Wie kamen Sie zur Rechtsmedizin?

In die Rechtsmedizin „getrieben" hat mich womöglich mein Interesse an Sprache und Argumentation, das für die gutachterliche Tätigkeit sicher von Vorteil ist. So landete ich im Praktischen Jahr erstmals in der Rechtsmedizin und blieb ihr treu; ihre Vielfältigkeit und Interdisziplinarität üben einen besonderen Reiz auf mich aus.

War die Arbeit mit Leichen anfangs schwierig?

Die Arbeit mit Leichen ist mir bislang zu keinem Zeitpunkt schwergefallen. Sie erfordert Sachlichkeit und Professionalität wie auch die Arbeit mit Lebenden. Möglicherweise ist der Umgang mit Lebenden oder Sterbenden, die man persönlich kennen lernt und über einen längeren Zeitraum betreut, im Einzelfall weitaus belastender als die Arbeit mit Leichen.

Natürlich ist man in der Rechtsmedizin oft mit dem frühen und unerwarteten Tod konfrontiert. Respekt vor den katastrophalen Dimensionen für Betroffene und gleichzeitig professionelle Distanz gehören zum Job, finde ich. Beides ist notwendig, um einerseits der Arbeit, andererseits sich selbst gerecht werden zu können.

Wieviel hat Ihr Beruf mit dem gemein, was uns beispielsweise im Tatort präsentiert wird?

Was zum Beispiel im Tatort (verständlicherweise) unterschlagen wird, ist die Zeit, die wir am Schreibtisch verbringen und Gutachten schreiben.

Auch die Tatsache, dass in der Rechtsmedizin regelmäßig lebende Personen untersucht werden, ist vielen Fernsehzuschauern wohl nicht bewusst. Zudem sind viele Dinge medizinisch falsch, die im Fernsehen gezeigt werden, etwa die Genauigkeit der Todeszeitfeststellung. Ein Krimi muss aus meiner Sicht aber auch nicht die Realität abbilden, sondern in erster Linie unterhalten.

Hat Ihr Beruf Ihre Einstellung zum Leben und Sterben beeinflusst?

Ich kann schwer sagen, ob es an meiner persönlichen Entwicklung unabhängig vom Job liegt oder ob die Arbeit in der Rechtsmedizin ihren Anteil daran hat. Jedenfalls habe ich bei meinen Entscheidungen in den letzten Jahren verstärkt meine eigene Sterblichkeit mit auf der Rechnung und messe meiner Zufriedenheit im Hier und Jetzt daher einen durchaus hohen Wert bei.

Das Gespräch führte Sophie Bucka.

Ein Fest für die Vielfalt

Beim „festival contre le racisme" treffen Menschen zusammen, die dem Rassismus die Stirn bieten wollen – alle auf ihre eigene Art und Weise

Ob es nun Aggression in Form eines wütenden Mobs, offene Ausgrenzung oder latenter Alltagsrassismus ist: Rassismus gibt es überall. Um dagegen anzukämpfen fanden vom 2. bis 13. Juni im Rahmen der Initiative „festival contre le racisme" rassismuskritische Aktionstage statt. Durch Vorträge, Führungen, Diskussionsveranstaltungen und ein Konzert wurde versucht, den Menschen das Thema Rassismus näher zu bringen. Die Schwerpunkte des Festivals bildeten dieses Mal Flucht und Asyl, sowie Antiziganismus. Die Gründe für diese Schwerpunktsetzung ist verständlich. Sinti und Roma sind wie keine andere Gruppe von alltäglicher Diskriminierung betroffen und auch Flüchtlinge werden immer häufiger zum Opfer rassistischer Gewalt. Im Jahre 2015 fanden über 1000 Anschläge auf Asylunterkünfte statt, im Jahr 2016 sind es bis jetzt schon mehr als 300 Anschläge. Aber was kann man gegen eine solche Stimmung in unserem Land tun? Wie können Menschen umgestimmt werden, die andere in Kategorien unterschiedlicher Wertigkeit einstufen? Darüber wurde auf dem Festival viel diskutiert.

Auf der Veranstaltung zum Thema „Antifaschistische Politik in rassistischen Zeiten" diskutierten die Teilnehmenden über Gründe für den steigenden Rassismus in der Gesellschaft und versuchten Methoden zu finden, um dagegen anzukämpfen. Die Teilnehmenden fragten sich wie sie Andere am besten erreichen können, was die Gründe für den steigenden Hass in der Gesellschaft sind und hinterfragten kritisch, ob das Festival überhaupt sinnvoll ist, da sowieso nur Menschen daran teilnehmen, bei denen keine Überzeugungsarbeit mehr geleistet werden muss.

Am Ende der Diskussion kam die Mehrheit zu dem Schluss, dass, um andere zu überzeugen, vor allem die richtige Argumentationsstrategie notwendig ist. Solche Diskussionsstrategien, die im Gespräch sehr hilfreich sein können, konnten die Teilnehmenden des Festivals beim „Argutraining" erlernen. Wie gehe ich auf Menschen zu, von denen ich weiß, dass sie umgestimmt werden müssten? Und wie geht man strategisch am besten gegen rechte Stammtischparolen vor? Diese Fragen wurden auf der Veranstaltung beantwortet.

Diskussionsrunden waren nicht die einzige Herangehensweise mit der gegen Rassismus vorgegangen wurde: Amnesty International beteiligte sich am Festival, indem sie einen Flashmob am Bismarckplatz organisierte, bei dem eine Gruppe von Menschen mit Papphänden ein Zeichen gegen Rassismus setzte. Aktionstage wie diese machen den Teilnehmenden Mut, helfen ihnen neue Argumente zu finden und bringen die Gesellschaft dadurch ein Stück nach vorne. **(eli)**

Ruiniert

Für immer verfallen: Sollte das Heidelberger Schloss wieder aufgebaut werden?

Pro

„Aber das ist ja ganz kaputt, das Schloss", beschwert sich mal wieder ein Tourist. Und er hat Recht, auch wenn diese Position alteingesessene Heidelberger bis ins Mark erschüttert. Das beliebte Foto- und Postkartenmotiv im Herzen der Kurpfalz ist schließlich ein romantisches Idyll, das genauso kaputt bleiben muss, wie es ist. Praktischerweise spült es Jahr für Jahr auch noch zahlende Japaner in die Stadt, die von dem Haufen Schutt gar nicht genug bekommen können.

Doch nicht bei allen stößt der Bau auf Begeisterung: „Es ist möglicherweise das überschätzteste, teuerste, glanzloseste und ausdruckloseste Schloss in ganz Deutschland", schreibt ein Tourist in seiner Bewertung. „Düster, Dauerbaustelle und nicht viel zu sehen", schreiben andere.

Allein für die Erhaltung der Ruine wird eine beachtliche Summe Geld ausgegeben. Nun sind es 1,5 Millionen Euro, die in die Sicherung einer Mauer investiert werden müssen. Nur damit alles so aussieht, wie es eh schon ist.

Dabei ist der Streit um die Schlosssanierung wirklich kein neuer Hut. Schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entbrannte an der Heidelberger Ruine eine Grundsatzdebatte über die Denkmalpflege: Wiederaufbauen oder erhalten? Man entschied sich für letzteres.

Leider war eine moderne Restaurierung nie im Gespräch, würde ein Heidelberger Disneyland die japanischen Touristen doch sicher auch verzücken. Es hätte der Anfang einer zauberhaften Welt sein können, in der womöglich Eckart Würzner als Märchenprinz und Kurfürst der Pfalz die Metropolregion in ungeahntem Pomp und Glanz erscheinen lässt. Und ist es nicht das, was wir uns insgeheim alle erträumen?

Von Jesper Klein

Contra

Perfektion ist langweilig – und das Stadtbild Heidelbergs ist an vielen Stellen ziemlich perfekt. Das Schloss schafft hier mit seinem ruinösen Zustand einen angenehmen Ausgleich zu der sonst makellosen Stadtansicht.



Foto: Flickr.com/max lindner (CC BY-NC 2.0), zug55 (CC BY NC-SA 2.0), vem

Jedes Jahr pilgern mehrere Millionen Touristen nach Heidelberg, um sich „Deutschlands schönste Ruine" anzuschauen. Wenn nun ein Wiederaufbau die Ruine zerstören würde, käme doch niemand mehr nach Heidelberg! Der Besucherrückgang würde dann ein schwarzes Loch in den Stadthaushalt reißen. Oder vielmehr das Loch vergrößern, das bereits durch die Sanierungskosten entstanden wäre. Wenn schließlich schon die Sanierung von 18 Metern Wand eines unwichtigen Nebengebäudes 1,5 Millionen Euro kostet, dann ist davon auszugehen, dass ein Komplettaufbau die Kosten ins Unendliche steigern würde.

Darüber hinaus: Gibt es nicht so etwas wie die Poesie der Destruktion? Der Reiz des Zerstörten? Das Schloss ist Sinnbild der Heidelberger Romantik. Gerade die Unvollkommenheit ihres Ruine-Seins verkörpert die romantische Sehnsucht nach Vollkommenheit besser als das ein anderes Symbol in der Stadt könnte. Gleichzeitig erinnert uns das Schloss bei jedem Anblick an unsere eigene Vergänglichkeit und daran, gerade deshalb das Leben in der Neckarstadt umso mehr zu genießen.

Wie dem auch sei, wenn es um die Entscheidung „Wiederaufbau oder nicht?" geht, sollten da nicht die jetzigen Bewohnerinnen das letzte und entscheidende Wort haben? Die Fledermäuse, die seit Jahrzehnten in den Gemäuern der Ruine hausen, sprechen sich klar gegen einen Wiederaufbau aus. Denn wo sollten sie stattdessen wohnen? Im Zoo etwa?

Von Anna Maria Stock

ANZEIGE

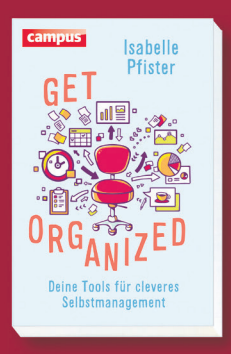
Psychologie Heute Studentenabo

+ Buch als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Kostenfreier Archivzugang
+ Nur € 66,90 (statt € 82,80)



DAS BEWEGT MICH!
PSYCHOLOGIE HEUTE

WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE



Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Buch, 177 Seiten

Glänzend organisiert im ersten Job! Das Buch beantwortet alle Fragen des Zeit- und Selbstmanagements von »Wie organisiere ich meinen Posteingang?« und »Wie setze ich Prioritäten?« bis zu »Welche Rolle spiele ich im Team?«. Pfiffige Motivationstricks, lässige Stress-Ausschalter und 1A-Networking-Tipps gibt es inklusive.

WWW.ABO-PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE

Der Schwarze stirbt zuerst

Ist Hollywood rassistisch? Weiße Schauspieler besetzen alle Rollen, People of Colour gehen leer aus. Wie Johnny Depp und Raj aus „The Big Bang Theory“ Rassismus verbreiten

Von Sonali Beher

Als ich am Morgen des 19. Oktobers aufwache, merke ich sofort, dass etwas nicht stimmt: Die Luft ist kühler, meine Umwelt verschwommener, die Stimmung ungewöhnlich ruhig. Es scheint wie die Stille nach einem Erdbeben, wie das verwirrte Aufwachen auf einem Trümmerhaufen. Wir schreiben das Jahr 2015. Der lang ersehnte Trailer des neuen Star Wars-Films feiert seine Premiere. Ein Stormtrooper nimmt seinen Helm ab: Doch – Gott stehe mir bei – er ist schwarz.

Absurd und doch real: Für die Verfasser des Hashtags „BoycottStarWarsVII“ auf Twitter lag der Grund der bevorstehenden Apokalypse auf der Hand. In einem fiktiven Universum voller Aliens, Jedis und Robotern hat der Einsatz von weiblichen und dunkelhäutigen Hauptdarstellern die Grenze des Möglichen überschritten. „Boycott Star Wars VII because it's anti-white propaganda promoting #whitegenocide“, schreibt ein User auf der Plattform. Neben lautstarker Euphorie für den Film scheint diese Aussage in seiner Radikalität ein Einzelfall zu sein.

Schließlich leben wir im 21. Jahrhundert, dem Zeitalter der Globalisierung. Unser Staatsoberhaupt ist weiblich, der Vater des gewählten US-Präsidenten Kenianer und „Brangelinas“ Kinder so kulturell divers wie eine UN-Versammlung. Und doch erinnert nicht zuletzt die #OscarsSoWhite-Debatte daran, dass die Repräsentation von Minderheiten zwar in jeder künstlerischen Industrie ein Problem darstellt, Hollywood jedoch durch eine so offensichtliche Abwesenheit von Diversität besonders heraussticht.

Der Hashtag machte Anfang des Jahres darauf aufmerksam, dass die Academy zum zweiten Jahr in Folge keinen einzigen nicht-weißen Schauspieler für einen Oscar nominierte. Kulturell facettenreiche Besetzungen wie „Straight Outta Compton“ oder „Creed“, die schon lange vor der Preisverleihung als Favoriten galten, wurden letztlich komplett ignoriert; ihr Facettenreichtum dadurch gefeiert, dass die Auszeichnung in die Hände der einzigen weißen Mitwirkenden gelangte.

Das Event ist aber nur Symptom einer viel ernsthafteren Krankheit. In Ermangelung eines Megafons schreie ich es einfach mal aufs Papier: Die Protagonisten einer erfolgreichen Filmproduktion sind fast ausschließlich weiß, heterosexuell und männlich. Und das ist ein Problem.

Bevor die ersten Drohungen an mich und meine Familie formuliert werden, bestreite ich die totale Existenz von Minderheiten in Film und Fernsehen natürlich nicht:

Das Problem ist nur, dass sich kulturelle Konfrontationen meist auf den indischen IT-Spezialisten Ranjid beschränken, der neben witzigem Akzent vor laufender Kamera Kühe anbetet; den überzeugten Muslim Mohammed, der sich „Allahu Akbar!“ schreiend in die Luft sprengt und davor noch sein „9/11 was awesome“-Tattoo entblößt, oder die afroamerikanische Shaniqua, die in einer „Law & Order“-Folge als „Ghetto-Drogen-Dealerin Nr. 3“ gecastet wird.

Der Begriff „racial typecasting“ fasst das Problem in seiner Essenz zusammen: Der alleinige Gebrauch ethnischer Schauspieler zum Zwecke vorgefertigter Stereotypen ist ein Muster, das sich in fast jeder großen Produktion abzeichnen lässt. Mal ist es der einzige Schwarze, der im Horrorfilm zuerst dran glauben muss, mal der schwule beste Freund, der neben frechen Kommentaren der Protagonistin dabei hilft, das perfekte Kleid auszusuchen.

Nun mag der aufmerksam ignorante Serienschauer entgegenhalten, dass Minderheiten inzwischen durchaus ihren Weg in „atypische“ Rollen gefunden haben. Und da liegt er gar nicht mal so falsch: Kultserien wie „How to Get Away With Murder“, oder „Scandal“ legen Wert darauf, mit einem kulturell diversen Cast zu glänzen. Umso mehr beweist die Tatsache, dass man solche Beispiele an einer Hand abzählen kann, den rassistischen Status quo. Oder in anderen Worten: Wenn Du mir innerhalb der nächsten 30 Sekunden fünf dunkelhäutige Schauspieler nennen kannst, ohne Morgan Freeman, Samuel L. Jackson und „den einen Typ aus dem Mandela-Film“ aufzuzählen, erhältst Du den Oscar, den er für seine Rolle nicht bekommen hat.

Schließlich waren 2011 einer Studie der University of California zufolge nur 10,5 Prozent der Hauptrollen amerikanisch produzierter Filme an „People of Colour“ (PoC) vergeben; mit gerade mal 7,6 Prozent waren sie auch unter Filmemachern schockierend unterrepräsentiert. Schließlich können 40 Prozent der US-Bevölkerung als kulturelle Minderheiten gefasst werden, so auch 9,1 Millionen Bürger in Deutschland.

Auch nach der unwahrscheinlichen Vergabe einer Rolle werden sie nicht gewürdigt: Gerade mal sieben Prozent aller Oscars für den „Besten Hauptdarsteller“ wurden an afroamerikanische Schauspieler vergeben. In Retrospektive hatte Halle Berry 2002 nicht Grund zum Weinen, weil sie das weibliche Äquivalent der Kategorie gewann, sondern eher, weil sie bis heute die einzige afroamerikanische Gewinnerin geblieben ist.

> 10,5 Prozent der Hauptrollen für People of Colour

Viele Verfechter argumentieren, dass Hollywood einfach keine guten Rollen für ethnische Schauspieler bietet“, berichtet ein Nachrichtensprecher auf Al Jazeera. Doch gerade dieses Argument ist so erschreckend: Es suggeriert deutlich, dass schon klare Vorstellungen der Fähigkeiten eines kubanischen oder algerischen Schauspielers gezeichnet werden, ohne ihn als Individuum zu sehen; dass der Darstellungspalette eines solchen Künstlers schon von Anfang an klare Grenzen gesetzt werden, damit sie in die richtige Schublade passt.

Die Auszeichnung von auf Minderheiten konzentrierten Filmen wie „Slumdog Millionaire“ oder „12 Years a Slave“ scheint unter diesem Licht gar grotesk. Es bestätigt erdrückende Barrieren und stellt sie als Vorzeigeschild gelungener Integration dar: In dem Moment, in dem diese Schauspieler als ethnisches „Symbol“ verarbeitet werden können, und in vorgefertigte Rollenvorstellungen schlüpfen, verändert sich die Lage plötzlich; in dem Moment, in dem der Schwarze einen Sklaven und der Inder einen Jungen aus den Slums spielt, schenkt Dir Hollywood sein Interesse.



Grafik: vem

Oder zumindest die für die Filmindustrie repräsentative Elite – die prestigehafte „Academy“, deren vermeintliche Repräsentativität an eine texanische Versammlung der Republikaner erinnert: Satte 94 Prozent der wahlberechtigten Mitglieder sind weiß, 77 Prozent männlich, das Durchschnittsalter beträgt 62 Jahre. Dass der Hip-Hop-Film „Straight Outta Compton“ rund um die Musikgruppe „Niggas Wit' Attitudes“ nicht dem Geschmack des durchschnittlichen 62-jährigen weißen Mannes entspricht, hätte ich mit hundertprozentiger Sicherheit voraussagen können.

Selbstverständlich konditionieren gewisse Geschichten auch einen bestimmten ethnischen Hintergrund: Einen aus Ghana stammenden Darsteller als Adolf Hitler zu casten, könnte den ein oder anderen Zuschauer von der Handlung ablenken. Das sollte man zumindest meinen. „Ich bin dunkelhäutigen Menschen gegenüber absolut tolerant. Aber eine farbige Hermine passt einfach nicht zur Geschichte“, schreibt eine Userin auf Facebook, als bekanntgegeben wird, dass Noma Dumezweni die Rolle der Hermine Granger in der neuen Theateradaption von „Harry Potter“ spielen soll.

Doch genau das ist die innewohnende Paradoxie des „Wir-haben-keine-Rollen-für-euch“-Arguments: Keiner will einen ghanaischen Hitler, denn Hitler war kein Ghanaer (was ihn sonst ja auch zu einem wirklich unangenehmen Nachbarn gemacht hätte).

> „Hitler war kein Ghanaer“

Und trotzdem scheint dieses Argument in umgekehrter Situation plötzlich jegliche Relevanz zu verlieren: So sehen wir in „Exodus“ den britischen Christian Bale und seinen australischen Kollegen Joel Edgerton in den Rollen der Ägypter Moses und Ramses – Ägypten, Du weißt schon, dieses Land in Afrika. Sogar bei der Darstellung Johnny Depps als Indianer in „The Lone Ranger“ reagieren wir nicht einmal mit einem Kopfschütteln. Wie willkürlich die Hautfarbe beim Casten eines Charakters sein kann, stellt gerade die Industrie unter Beweis, die mit Hautfarbe ausgrenzt. Hollywoods „Whitewashing“: Die Rollen sind da – der Wille, sie an Minderheiten zu vergeben, nicht.

Und dabei wäre dies auch für Produzenten profitabel: Dass „Cross-Race“-Casting kein Nischen-Produkt ist, stellte zuletzt auch Lin-Manuel Miranda in seinem Broadway Hip-Hop-Musical „Hamilton“ unter Beweis. Bei den diesjährigen Tony-Awards sicherte sich das Musical ganze elf Auszeichnungen.

„Die können aber doch jemanden nicht nur casten, weil er schwarz ist“ ist ein Argument, das mir in Diskussionen während meiner Recherche oft begegnete. Anschließend richtete sich mein Kontrahent, selbsterklärter Feind der „political correctness“, für gewöhnlich stolz auf – sicher, dass er mir nun die Sprache verschlagen hat. Sicher, dass er sich nun wirklich eine „Make America White Again“-Kappe verdient hatte.

Letztlich suggeriert diese Äußerung doch nur Folgendes: Ohne auch nur eine Auswahl an Alternativen gesehen zu haben, wird eine gleiche oder sogar bessere Leistung eines PoC- Schauspielers im Vergleich zu einem weißen Schauspieler von vorneherein ausgeschlossen. Die Vorstellung, eine Hauptrolle mit einem ethnischen Darsteller zu besetzen, wird damit gleichgesetzt, sich mit Mittelmaß abzufinden.

Die wirklich zentrale Frage ist doch: Was ändert sich an Hermines Charakter, jetzt, wo sie eine andere Hautfarbe hat? Was ändert sich an ihren Gefühlen, ihrem Intellekt, ihrer Person? Inwiefern ist James Bond weniger smart und charmant, wenn er asiatischer Herkunft ist – oder gar eine Frau?

Selbstverständlich haben Filme wie „12 Years a Slave“ oder „Slumdog Millionaire“ eine große gesellschaftliche Bedeutung. Sie stehen für historische und kulturelle Aufarbeitung. Aber auch ihr Wert kann nur völlig glänzen, wenn sie im Kontext von Filmen stehen, die das reale Leben von PoC zeigen.

Wir leben im 21. Jahrhundert, dem Zeitalter der Globalisierung. Wir leben in einer Zeit, in der „der weiße Mann“ immer noch die privilegierteste Gruppe unserer Gesellschaft darstellt, nicht aber ihr Gesicht. Eine Sitcom über fünf heterosexuelle weiße New Yorker als repräsentatives Abbild ihrer Stadt zu zeigen, ist eine Lüge. Und zwar eine fatale.

Denn Kultur kreiert Assoziationen und Stereotype. Einen arabisch-stämmigen Amerikaner nie als kitschigen „Love Interest“ in einem drittklassigen Jennifer Aniston-Film zu zeigen, bedeutet gleichermaßen, seine Existenz zu leugnen. Einen Afroamerikaner als Kriminellen zu porträtieren, anstatt ihn als seriösen Anwalt im Chefsessel vorzustellen, bedeutet, gesellschaftliche Stigmata zu bekräftigen. Woher soll ein vietnamesisches Mädchen wissen, dass sie eine Superheldin sein kann, wenn kein Held so aussieht wie sie? Woher soll ein weißes Kind wissen, dass Qualitäten wie Mut, Intelligenz und Humor keine Hautfarbe haben, wenn es sie nur mit seiner eigenen assoziieren kann?

„Was ich einfach nicht verstehe, ist, weshalb es nicht zwei Inder in der Show geben kann“, sagt Dev in der Serie „Masters of None“ zu seinem Filmproduzenten Jerry. „In jeder Serie gibt es zwei Weiße und keiner beschwert sich darüber.“ „Wir sind noch nicht an diesem Punkt angekommen“, gibt dieser schließlich zurück. Und gerade diese Floskel versetzt mich in traurige Aufruhr: Wenn das Ändern des Geschlechts einer Hauptfigur noch zu generellem Aufschrei führt; wenn die Wichtigkeit von Vielfalt noch nicht mal im eigenen Wohnzimmer akzeptiert wird; wenn Identifikation immer noch mit der Hautfarbe zusammenhängt – mein lieber Jerry, wie weit sind wir dann eigentlich gekommen?

Bechdel-Test

Diskriminierung in Hollywood gilt nicht nur für die Hautfarbe:
Auch Schauspielerinnen werden häufig in die Nebenrolle der unterstützenden Ehefrau gezwängt, um Platz für die männliche Hauptrolle zu schaffen.

Der 1985 verfasste „Bechdel-Test“ der amerikanischen Zeichnerin Alison Bechdel fordert dazu auf, jedem Film drei einfache Fragen zu stellen: 1. Gibt es mindestens zwei benannte Frauenrollen? 2. Sprechen sie miteinander? Und noch viel wichtiger: 3. Unterhalten sie sich über etwas anderes als einen Mann?
Star Wars fällt durch: Außer Prinzessin Leia bleiben weiblichen Charakteren bei einer 386-minütigen Gesamtlaufzeit der Originaltrilogie stolze 63 Sekunden Präsenzzeit.

Alles nur gefälscht?

Die Unibibliothek präsentiert das Phänomen der Kunstfälschung und welche Rolle Bücher dabei spielen

Der Begriff „Fälschung“ steht für uns unweigerlich im Kontext von Unwahrheit und Betrug und macht aus Fälschern Betrüger und Lügner. Auch die englischen Bezeichnungen „fake“ oder „faker“ haben wir mit samt ihrer negativen Konnotation inzwischen in unseren Sprachgebrauch übernommen. Umso spannender ist es deshalb, dass es berühmte Fälscher gibt: Betrüger, die es also geschafft haben, sich einen Namen mit dem perfekten Betrügen zu machen. Jedoch entsteht Berühmtheit nur durch die Legitimation von zahlreichen Bewunderern.

Schon 1966 zog das Thema Fälschung ein Massenpublikum an, als Audrey Hepburn sich in „How to steal a Million“ als Gehilfin für die Kunstfälschung ihrer Familie auf der Leinwand engagierte. Dieser Film ist derzeit als Ausstellungsstück in der Ausstellung „FAKE – Fälschungen wie sie im Buche stehen“ in der Universitätsbibliothek Heidelberg zu sehen. Außerdem ist er Beweismaterial für die Popularität von Fälschungen und deren Meistern ist. Bis zum 26. Februar 2017 thematisiert die Ausstellung die Rezeption von Kunstfälschern und Fälschungen von der Antike bis heute. Namhafte Kunstfälscher sind hier ausgestellt, wie Israel Dov-Ber-Rouchomovsky mit der Tiara des Saitaphernes, Cranach-Fälscher Christian Goller, die Renaissance Nachahmer Giovanni Bastianini und Eric Hebborn, Vermeer-Fälscher Han van Meegeren, van Gogh-Fälscher Otto Wackers, Elmyr de Hory mit Fälschungen im Stile Picassos, Giacometti-Skulpturen-Fälscher Robert Driessen, Dali-Fälscher Ralf Michler, das Fälscherduo John Drewe und John Myatt und natürlich das inzwischen berühmte Ehepaar Beltracchi. Kuratiert wurde die Ausstellung von den Kunsthistorikern Maria Effinger und Henry Keazor. Letzterer besuchte zur Vorbereitung der Ausstellung sogar Wolfgang Beltracchi bei seiner Arbeit. Der Fall Beltracchi ist zudem ein gutes Beispiel für den zweiten Aspekt der Ausstellung. Wie konnten die Fälschungen lange Zeit nicht erkannt werden? Wie blieben sie bis zur Selbstentlarvung ihrer Fälscher unerkannt? Wie kam es, dass eine von Han van Meegerens Vermeer-Fälschungen sogar vom kunstsammelnden Nationalsozialisten Hermann Göring gekauft wurde? Die Ausstellung zeigt, wie wichtig Bücher in diesem Zusammenhang sind. Zum einen dienen sie den Fälschern als Informationsmaterial. Beltracchi lernte aus Büchern und Katalogen über das Leben der Künstler und deren Werke, entdeckte Lücken und konnte diese mit gefälschten Zeugnissen füllen. Auch dienen sie als Quelle zur Technik der Künstler, wie es bei Christian Goller der Fall war. Auf der anderen Seite können Künstler mit Hilfe von Büchern eine gefälschte Entstehungsgeschichte schaffen. John Drewe zum Beispiel fälschte Ausstellungskataloge, um Fälschungen seines Freundes John Myatt zu etablieren. Die ausgestellten Zeugnisse werfen ein neues Bild auf die Geschichte der Fälschung und welche Kunst dahinter steckt: Die Etablierung der Werke in der Kunstwelt. **(mak)**

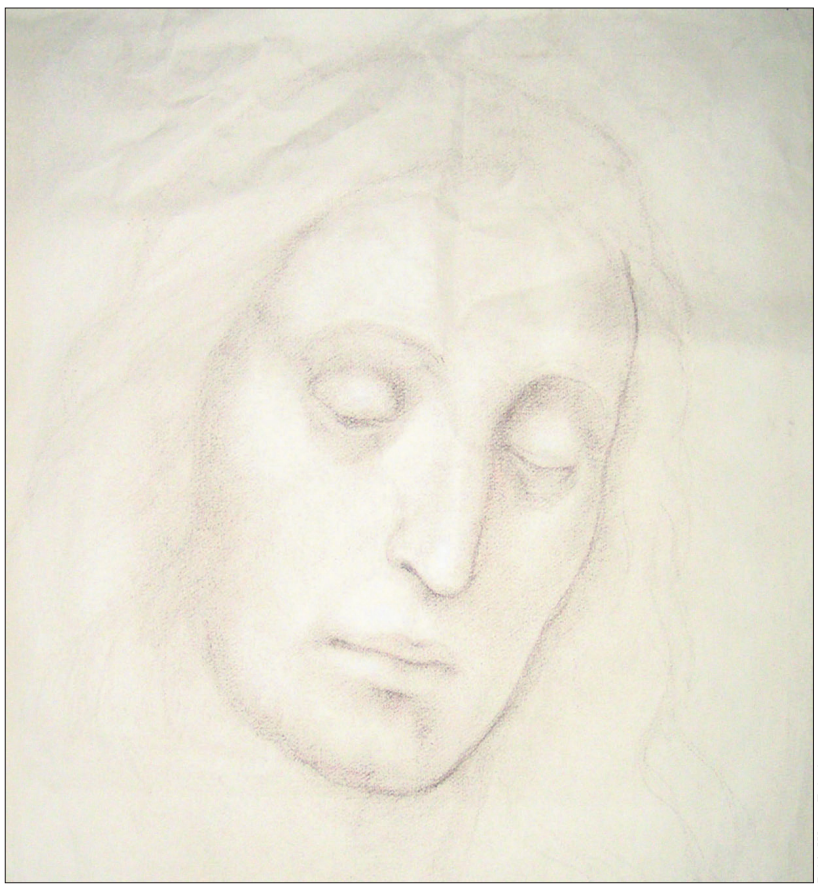


Bild: Wien, Fälschermuseum

Christuskopf: vorbereitende Studie für eine Vermeer-Fälschung

Geplant ungeplant

Das erste Heidelberger Literaturcamp bot den Teilnehmern spontane Workshops

Plötzlich mit einem Mikrofon in einer großen Halle stehen und sich mit Vornamen und drei Hashtags vorstellen? Beim Literaturcamp 2016 in Heidelberg ist man direkt in das Geschehen eingebunden. Am Wochenende vom 11. und 12. Juni haben sich rund 200 Barcamp-Teilnehmer im DEZERNAT 16 in der alten Feuerwache Heidelbergs versammelt, um unter dem Motto „Buch 2.0 – Zukunft des Buches in der digitalen Welt“ sich über traditionelles und digitales Literaturschaffen auszutauschen. Aus ganz Deutschland sind sie angereist – Studenten, Verlagsgründer, Blogger, Self-Publisher, Buchhändler, Literaturfans und Autoren – zu einer Zusammenkunft besonderer Art.

Denn nichts steht am Samstagmorgen vor der Sessionplanung fest: Angelehnt an das Barcamp-Konzept aus den USA von Tim O’Reilly handelt es sich um ein offenes Veranstaltungsformat, das von den Teilnehmern selbst gestaltet wird. So bieten die Teilnehmer spontan 45-minütige Sessions zu Themen an, denen bei Interesse Raum und Zeit zugewiesen werden. Alles ist möglich. Man spricht und diskutiert über Crowdfunding, E-book-Piraterie, Schreibblockaden und Inspirationsquellen, Bloggen oder wie man den ersten Verlag anschreibt. Ab 20 Uhr wird über Erotikliteratur gesprochen. Bei sechs zeitgleichen Veranstaltungen ist die Auswahl groß, viele erleben die Qual der Wahl.

In den Sessions teilen die Sprecher mit den anderen Teilnehmern ihr fachliches Wissen, aber auch praktische Tipps und berührende Geschichten. Uwe schildert, wie er nach einem Suizidversuch durch seine Twitterposts über den Klinikalltag #ausderKlapse zu einem Verlagsvertrag für sein neues Buch gekommen ist. Christine ist Autorin und Ghostwriterin für Ratgeber und Sachbücher. Selim spricht davon, dass Kreativität durch Aufhebung fiktiver Grenzen entsteht. Mit Alex sucht man in Buchseiten „versteckte Verse“, indem man so lange Wörter herausstreicht bis man seine Lyrik gefunden hat.

Es sind die Begegnungen in den Essenspausen, bei denen die Teilnehmer ins lockere Gespräch kommen, sich über die Sessions austauschen und Kontakte knüpfen. Nach jeder Session gerät das Twitter-Monitoring richtig in Fahrt. Denn so sehr es nervt, wenn jemand die ganze Zeit am Smartphone klebt, auf dem Literaturcamp gilt die Devise: Wissen teilen und Ideen in die Welt tragen.

Susanne Kasper ist eine der Hauptorganisatoren dieses ersten Literaturcamps und sehr glücklich darüber, wie gut es bei den Barcamp-Besuchern angekommen ist. In der Tat wird in der großen Halle und auch im Netz viel Lob ausgesprochen.

Man staunt, wie gut alles ohne genauere Planung ablaufen kann. Die Menschen blühen im Gespräch auf, twittern ihre Begeisterung unter #litcamp16. Es sind fast zu viele Eindrücke auf einmal. Das Schönste ist das persönliche „Du“, wodurch man allen auf Augenhöhe begegnet. **(ana)**

„Hals in der Schlinge“

Ausstellung über Ossip Mandelstam in Heidelberg

Er erlebt den Ersten Weltkrieg, die russische Revolution, Stalin, Verhaftungen und russische Gefangenenlager. Er studiert in Paris, Heidelberg und St. Petersburg, führt ein Bohème-Leben in der Petersburger Künstlerkneipe „Der Streunende Hund“.

Der 1891 in Warschau geborene russische Dichter Ossip Mandelstam lebt „mit dem Kopf in der Schlinge“. Seine Isolation und Rechtlosigkeit bilden den Grund seiner Gedichte, die sein Unglück, das Unerlaubte und seine Todesangst entladen. Die Einzigartigkeit Ossip Mandelstams zeichne sich nach dem russischen Nobelpreisträger Joseph Brodsky durch die ungeheure lyrische Intensität aus, „die ihn von seinen Zeitgenossen absondert und ihn zu einer Waise seiner Epoche macht“.

Ossip Mandelstam lebt in einem Staat, der seinen Terror auch gegen die Schöpfer von Literatur und Poesie richtet. Der Dichter fügt sich jedoch nicht in die Rolle des schweigenden Opfers. Einen politischen Skandal ruft 1933 die „Stalin-Ode“ hervor, die den „Verderber der Seelen und Bauernabschlächter“ kritisiert.

1934 wird Mandelstam verhaftet, nachdem seine Wohnung durchsucht und seine Manuskripte beschlagnahmt wurden. Auf die Verhöre im Gefängnis folgt eine dreijährige Verbannung in den Ural. In dieser Zeit begeht er zwei Selbstmordversuche.

Die erneute Verurteilung des Dichters 1938 zu fünf Jahren Arbeitslager wegen konterrevolutionärer Tätigkeit wird sein Ableben bedeuten, noch am Ende desselben Jahres stirbt Ossip Mandelstam im russischen Gulag. Dank der Memoiren „Das Jahrhundert der Wölfe“ seiner Frau Nadescha von 1970 wird die weltweite Entdeckung des Werkes Mandelstams entscheidend vorangetrieben. Der als Herausgeber und Übersetzer der Werke Mandelstams bekannt gewordene Ralph Dutli lebt in Heidelberg.

Noch bis zum 17. Juli zeigt die Ausstellung „Ossip Mandelstam. Wort und Schicksal“ das bewegte Leben des Schriftstellers in der Friedrich-Ebert-Gedenkstätte. Anlass der Ausstellung ist der 125. Geburtstag des Dichters. Originaldokumente, darunter einige aus Heidelberg, Manuskripte wie auch Fotos und Grafiken veranschaulichen das rastlose Leben des russischen Dichters. Es wird ein umfassendes Rahmenprogramm angeboten. Vorträge, Lesungen, Stadtführungen, aber auch Konzerte, Theater- und Filmprojekte begleiten die Ausstellung auf multimediale Art. Zudem werden Werke junger Künstler aus Heidelberg zu den Gedichten Mandelstams ausgestellt. **(led)**

Heidelberger Künstler (4)

Passion für nachhaltige Kunst

Die Visionen des Konzeptkünstlers und Ausstellungsmachers Samuel J. Fleiner: Humanität und Völkerverständigung







Fotos: Ivo

Ob es sich um ein „Konzert für sieben Schiffshörner und einen Regionalzug“ handelt, oder um ein Ballett für zwölf Baumaschinen – die Projekte von Samuel J. Fleiner beeindrucken regelmäßig viele tausend Menschen. Die Konzerte und Ballette machen einen besonders aufsehenerregenden Teil seiner immer größeren und internationaleren Werke aus. Dabei betont der bei Heidelberg lebende Künstler im Gespräch, dass er durch die Nutzung außergewöhnlicher Medien, wie Abrissbirnen, Straßenbahnklingeln oder Gabelstapler, die im Alltag wenig beachteten Menschen wertschätzen und in den Fokus der öffentlichen Wahrnehmung rücken möchte. Er beweist hier seine „Leidenschaft, etwas als Erster zu machen“ und versteht sich gleichzeitig als Choreograph, der sich im Hintergrund hält und die große Bühne meidet.

Kunst sollte, laut Fleiner, auch eine gesellschaftliche Rolle spielen und humanitären Missständen vorbeugen. So weckt der im Rahmen des Projekts „Aus-ge-Bucht-t und neu ent-bunden“ entstandene „Lesesessel“, der zugleich Sessel und Bücherregal darstellt, Bilder und Emotionen auf der Assoziationsebene: Er besteht aus makulierten Büchern und wurde von Gefangenen der Justizvollzugsanstalt Mannheim gefertigt.

Das Werk soll damit einen annehmbaren, nicht dissoziierenden Zugang zur Bücherverbrennung und der damit verbundenen Intoleranz, Zensur und Vernichtung menschlicher Existenzen durch die Nationalsozialisten eröffnen. Eindringlich wird der Betrachter ermahnt, dass sich dies nicht wiederholen darf. Parallel dazu wird er dazu angeregt, über Rechtssysteme und Strafen für Schwerverbrecher nachzudenken.

Durch die Verschmelzung unterschiedlicher Motive hat er hier Raum für eine eigene Interpretation. Genau das möchte Fleiner mit seinen kontextbezogenen Projekten erreichen: „Mein Ziel ist es, auch kunstferne Menschen einzubeziehen und ihnen zu vermitteln, wie man sich Kunst individuell erschließen kann“.

Einen Schwerpunkt seiner Arbeit bildet außerdem die Beschäftigung mit Umwelt und Nachhaltigkeit. Den Impuls dafür gaben die 1991 bis 1994 stattfindenden „Rollenden Zukunftswerkstätten“, bei denen er insgesamt fehlendes Wissen über Nachhaltigkeit erkannte. Er entschloss sich daher, mit seiner Kunst auf Biodiversität, nachhaltige Entwicklung und den Klimawandel aufmerksam zu machen.

So zeigt seine internationale Ausstellung „RE-ART-ONe“ Kunst und Design im Kontext von Abfall und Recycling. Die Arbeit mit recycelten Materialien weckt ein breites Assoziationsfeld, da die Gegenstände schon einmal „gelebt“ haben. Darüber hinaus soll das aktuelle Projekt Fleiners einen interaktiven Zugang zur Natur und Umwelt schaffen: Sein geplantes Kompetenzzentrum für Nachhaltigkeit und Prävention soll Kultur mit Gesundheit und Völkerverständigung zu einem harmonischen Ganzen verbinden und damit zu Frieden und einem besseren Leben beitragen. **(lvo)**

Erinnern an den Aufstand

Mit dem Easter Rising feiern die Iren den Widerstand gegen die englische Kolonialmacht. Die Nationenbildung eines Landes, das um seine Identität ringt



Foto: jop

Kostümierte Teilnehmer feiern in Dublin vor dem General Post Office den 100. Jahrestag des Osteraufstandes

Von Jonas Peisker aus Dublin, Irland

Hin und wieder, wenn alle andere Themen schon mehr als einmal durchgekaut worden sind, kommen Diskussionen von staatstragender Bedeutung auf. Eine davon kreist um die Frage, ob es für Feiertage, die auf ein Wochenende fallen, trotzdem einen freien Tag geben soll. Das sagt nicht nur etwas über die Trägheit von Massenmedien aus, sondern auch darüber, dass die mit dem Feiertag verbundenen Ferien in Deutschland inzwischen weit wichtiger sind als der entsprechende religiöse oder historische Anlass. Das ist im tief katholischen Irland nicht nur in religiöser Hinsicht naturgemäß anders. Der irische Aufstand gegen koloniale Unterdrückung, der sich in diesem Jahr zum 100. Mal jährt, wird mit Aufmerksamkeit überschüttet.

Die unermüdliche Begeisterung, mit der das Easter Rising von 1916 behandelt wird, kann für Außenstehende schwer verständlich sein. Seit Wochen beherrscht das Thema Medien und Veranstaltungen. Das Motto der Feierlichkeiten „Reflecting the Rising" erhebt den Anspruch auf einen differenzierteren Umgang mit dem Ereignis als noch die plumpe Militärparade vor 50 Jahren. Das gelingt und doch ist der Unterton der Bewunderung für den Einsatz der Rebellen allgegenwärtig.

Was geschah an Ostern vor 100 Jahren, das Irland so beschäftigt? In den Wirren des Ersten Weltkriegs sah eine Gruppe von rund 1200 Nationalisten die Chance, die englischen Kolonialherren herauszufordern. Der Act of the Union, mit dem die englische Elite Irland mit dem Vereinigten Königreich verschmelzen und ihr jegliche Selbstbestimmung nehmen wollte, radikalisierte Republikaner soweit, dass ihnen der gewaltsame Aufstand als einzige verbliebene Möglichkeit erschien. Sie besetzten ausgewählte Gebäude in Dublin und marschierten mit 300 Freiwilligen durch die O'Connell Street, um im von Granitsäulen bewachten General Post Office (GPO) ihr Hauptquartier zu beziehen. Die Verkündung der Proclamation of the Republic vor dem GPO durch Patrick Pearse markierte den Beginn des Easter Risings. In der ruhigen Atmosphäre des Ostermontags bleiben zunächst lediglich nur ein dutzend Schaulustige amüsiert stehen.

Die Werte des Manifests waren ihrer Zeit voraus

Die Werte des Manifests waren ihrer Zeit voraus. „Irishmen and Irishwomen" wurden zur Treue zur neuen irischen Republik aufgerufen – ein Bekenntnis zur Gleichberechtigung der Geschlechter in einer Zeit, als sich das allgemeine Wahlrecht für Frauen gerade erst anfing durchzusetzen. Der Gleichheitsgrundsatz sollte auch für Religionsfreiheit und andere Bürgerrechte gelten. Roger Casement, eine intellektuelle Schlüsselfigur des Easter Risings, hatte zuvor die Grausamkeit der Sklaverei in der belgischen Kolonie Kongo dokumentiert und prangerte sie öffentlich an. Da auch Irland koloniale Unterdrückung – gipfelnd im Trauma der Hungersnot – erlebte, identifizierte sie sich mit dem Schicksal anderer Kolonien. Casement, die sieben Unterzeichner des Manifests sowie neun weitere Anführer wurden nach Kriegsrecht ohne Prozess unmittelbar nach Ende des Aufstands hingerichtet.

Die Aufständischen haben gegen die militärische Übermacht der englischen Armee wenig mehr als Wagemut und den Überraschungsmoment auf ihrer Seite. Das Schlachtschiff „Helga" fährt die Mündung des Liffey hinauf und legt mit nur wenig zielgenauen 18-Pfund-Granaten einen ganzen Straßenzug in Schutt und Asche. In ganz Dublin flammen Kämpfe um Barrikaden auf. Die massive Fassade des GPO bietet guten Schutz, doch auch das Hauptquartier kann nicht gehalten werden, als die Engländer das Dach in Brand setzen. Nach fünf Tagen müssen die Rebellen um James Connolly aufgeben. Die Bilanz: umgerechnet 170 Millionen Euro Schaden, 2600 Verletzte, knapp 500 Tote – über die Hälfte von ihnen Zivilisten.

Das Easter Rising führte zu einem Guerillakrieg für die Unabhängigkeit, der durch das Anglo-Irische Abkommen beendet werden sollte. Das Abkommen sah die Trennung Irlands vor und spaltete damit nicht nur die Insel, sondern auch die nationalistische Bewegung. Die Irish Republican Army lehnte das Abkommen ab; ein blutiger Bürgerkrieg brach aus, der erst 1923 mit der Unabhängigkeit der irischen Republik und der Aufgabe von sechs Counties endete. Diese Unabhängigkeit war und ist insofern kontrovers, als dass sie die ursprünglichen Ideale von Gleichheit verriet, indem sie vor dem patriarchalischen Gesellschaftsentwurf der katholischen Kirche kapitulierte. Noch immer ist ein Großteil der Schulen katholisch; Abtreibungen sind ungeachtet jeglicher Umstände untersagt und Frauenrechte damit bis heute verletzt.

Nationalismus entsteht nicht durch die Existenz einer Nation; im Gegenteil

Weil das Easter Rising nicht weniger war als der Startschuss für diese Entwicklung, aber eben auch nicht mehr, ist es heute als Gründungsmythos von beinahe größerer Bedeutung. Nationalismus entsteht nicht durch die Existenz einer Nation; im Gegenteil. Das erfordert eine symbolische Macht, ausgeübt durch Flaggen, Hymnen und Sport und ausgeübt auch durch die Deutung von Geschichte für die Konstruktion der eigenen Identität, die eine wichtige Funktion für die Entwicklung des Staates hat. Nationalismus vermittelt – paradoxerweise – Kontinuität in Zeiten sozialen Umbruchs und Gleichheit in Zeiten steigender Ungleichheit.

Wenn es so etwas wie eine Nation im Sinne ethno-linguistischer Zusammengehörigkeit gäbe, dann wohl in Irland. Bis vor kurzem bestand die Bevölkerung ausschließlich aus weißen, katholischen Iren, abgesehen von einer kleinen Minderheit, der traveller community. Und dennoch kann die Nation den Staat nur begrenzt legitimieren. Der Staat nimmt nur geschätzte 68 Prozent der erhobenen Steuern wirklich ein, wenig im Vergleich zu 84 Prozent in Deutschland und 97 Prozent in Finnland. Als etwa Wassergebühren zur Modernisierung der maroden Infrastruktur eingeführt wurden, führte immenser Protest und Verweigerung dazu, dass die kürzlich gewählte Regierung gespalten darüber ist, diese wieder abzuschaffen.

Deshalb braucht Irland eine stärkere imaginäre Gemeinschaft und deshalb erfüllt das Easter Rising eine wichtige Funktion für dessen soziale und wirtschaftliche Entwicklung. Die Erfindung eines Gründungsmythos suggeriert, dass Gemeinsamkeiten Unterschiede übertreffen. Erst diese – oft vermeintlichen – Gemeinsamkeiten motivieren, in Form von Steuern den Staat zu unterstützen. Das bedeutet, dass der Staat öffentliche Güter und Dienstleistungen besser bereitstellen kann, etwa die Qualität des grässlich gechlorten Wassers zu verbessern oder die in manchen Haushalten noch immer auftretende Kontaminierung mit hochgiftigem Blei auszuschließen.

Nationalismus ist eine Medaille mit zwei Seiten. Seit Jahren sickert Rassismus und Rechtspopulismus in den politischen Mainstream der meisten europäischen Länder. Das kann von Nationalismus nicht getrennt werden. Doch das Erfinden von Tradition, das in Irland zu beobachten ist, ist inklusiv und nicht – was nahe läge – gegen England gerichtet. Der kulturelle und wirtschaftliche Austausch zwischen den Ländern ist groß. Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass Engländer in Irland studieren oder arbeiten und andersherum.

Pearse und Connolly hätten sich wohl nie ausgemalt, dass ihre Uniformen 100 Jahre später zu einer Modekollektion des Luxuskaufhauses Arnotts verarbeitet werden. Und doch tragen sie so dazu bei, ihre Vision eines Staats gleicher Bürger zu verwirklichen. Der Weg dahin ist noch weit; selbst eine allgemeine Krankenversicherung gibt es nicht. Auch täuschen die pitoresken Dörfer der ländlichen Regionen allzu leicht über die Armut außerhalb Dublins hinweg. Das Bilden einer Nation bleibt unentbehrlich, um diese prekäre Lage zu überwinden und vielleicht gelingt es Irland dabei, die hässliche Kehrseite des Nationalismus verdeckt zu lassen. Ein positives Beispiel hat Europa gerade bitter nötig.





Fotos: National Library

Blick von der O'Connell Bridge vor und nach Ostern 1916

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im StuRa-Büro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e. V.

V.i.S.d.P.: Jesper Klein

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310-0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Maria Stock (ams), Anna Vollmer (avo), Elif Dabazoglu (eli), Hannah Lena Puschnig (hlp), Jani Takhsha (jat), Jesper Klein (jkl), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Laura Heyer (lau), Esther Lehnardt (leh), Maren Kaps (mak), Michael Graupner (mgr), Margarete Over (mov), Sonali Beher (sbe), Sophie Bucka (sbu), Simon Koenigsdorff (sko), Tim Schinschick (tns), Verena Mengen (vem)

Freie Mitarbeiter: Alexander Wagner (alw), Anna Klose (ana), Bérénice Burdack (beb), Elizaveta Bobkova (bob), Cathrin Schierling (cas), Jakob Bauer (jkb), Lea Dortschy (led), Lena Reinhardt (ler), Lucie Landeck (luc), Livia von Oldershausen (lvo), Phuong-Ha Nguyen (phn)

Korrespondenten: Jonas Peisker (jop)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 163: Juli 2016

Personals

sko: Da kommt man sofort in die Layout-Hölle! – **hlp:** Da stürzt dann immer Photoshop ab.
sbe: Mit „menschlich" identifiziert sich nicht jeder.
mak: Das sehe ich super falsch!
sbe: Wenn wir sko fragen, dann haben wir mehr Arbeit.
leh: Wie willst du 100-Jährige bebildern? – **jkl:** Mit einem Sarg?

Der Autor



Jonas Peisker studiert Politische Ökonomik im 6. Semester. Das letzte Jahr machte er einen Austausch an das Trinity College Dublin.

Auf Kandidatensuche: vem, sko

Stellenausschreibung: Bundespräsident

Unser Vorschlag: Eckart Würzner – geheimer Wunschkandidat aller großen Parteien.

Seine herausragenden Qualitäten und Kentnisse:



Bild: Wikimedia Commons, Friederike Hentschel, CC BY-SA 3.0

Konkurrenz- und teamfähig
Tritt bei Wahlen gerne gegen sich selbst an

Präzises und genaues Arbeiten
Besteht in stadtinternen Rundschreiben sehr auf die Anrede „Professor“, seitdem er Honorarprofessor der SRH ist

Repräsentativer Wohnsitz
Umzug vom Heidelberger Schloss ins Schloss Bellevue bedürfte keiner großen Umstellung

Souveräner Umgang mit der Presse
Spontanes Absagen von Interviews (auch mit dem *ruprecht*)

Sicheres Auftreten auf repräsentativen Anlässen vor internationalem Publikum
Wie bei der Verleihung des „Global Green City Award“ in New York und regelmäßig beim Rohrbacher Weinfest

Bewerben Sie sich, Herr Oberbürgermeister PROFESSOR Dr. Würzner!

Parteilos – Inhaltlich flexibel!

#BundesWürzner